



Berlin, den 30. Januar 1904.

Schneegespenst.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Von der Königgräberstraße raffelts herüber. Lauter noch als sonst; denn heute ist Kaisers Geburtstag. Könige, Fürsten, alle Corpsführer sind zur Cour in der Hauptstadt des Reiches vereint. Die Galakutschken können den bunten Troß des Gefolges kaum fassen. Und jetzt beginnt die Illumination. Ein schöner Tag; aber anstrengend. Von früh bis spät auf den Beinen und nun noch Galadiner im Schloß. Ein Spazirgang durch den beschneiten Garten wird den Kopf kühlen. Der rundliche Husar blickt vergnügt vor sich hin. Alles gelungen. Alle gekommen. Ganz einfach war die Sache nicht, doch das Geschwätz über dynastische Verstimmungen mußte endlich aufhören; heute wird's durch den Augenschein widerlegt. Ueberhaupt geht Alles am Schnürchen. Das Schlimmste haben wir hinter uns. Die Militärgeschichten, Kanizens sanften Rüssel, Richters kigelige Kanalrede. So traurig die Nachrichten aus Swakopmund klingen: die Hereros helfen uns einstweilen über allzu bittere Kolonialkritik hinweg. Mit beiden Parlamenten läßt sich bequem leben. Wenn man von Zeit zu Zeit nur die Leute zum Lachen bringt. Posadowsky kann's nicht. Richthofen noch weniger. Und Stäbel! Stäbel, Du mußt sterben... Auch Rheinbaben hat mir nur das Salonpathos abgeguckt. Ich allein habe beide Register und hole mir, so oft ich will, stürmische Heiterkeiten. Daß der Kongokönig hergelotst ist, macht sich gut und giebt der Presse für acht Tage was zu schnüffeln. Der Schwiegerohn hat sehr hübsch gearbeitet und kann saecht für die nahe petersburger Vakanz vorgeschoben werden. Läßt Arenberg sich für die Kolonien einspannen, dann fählt sich das

Centrum geehrt und wir sitzen warm. Kein Winter des Mißvergnügens. Ich konnte die Tischrede heute ruhig ein Bißchen illuminiren. Krankheit, Genesung, Jubel, so weit die deutsche Zunge klingt: der Grundton war ja gegeben . . . Was steht denn da? Am Rande des Kiesweges was Weißes, sehr Großes. Haben die Gärtner sich einen Spaß gemacht oder ist aus der Siegesallee Einer zu Besuch gekommen? Schneemann oder neupreußische Plastik? „Sei Dein Beginnen boshast oder lieblich: ich rede doch mit Dir!“

„Guten Abend, Excellenz“. Eine hohe, höfliche Stimme. „Oder schon Durchlaucht? Ich habe noch kein Abendblatt gelesen. Lange kanns ja nicht mehr dauern, bis dem bescheidenen Verdienst seine Fürstenthrone wird.“

„Euer Durchlaucht selbst . . . Eine unerwartete Ehre. Die Erscheinung ist so riesengroß, daß ich mich recht als Wurm . . .“

„Danke verbindlichst. Excellenz sind immer ungemein wohlwollend für mich. Erst neulich im Herrenhaus wieder. ‚Der größte Staatsmann, den Preußen und Deutschland jemals hervorgebracht haben.‘ Ein stärkeres Applausbedürfniß, als ichs habe, käme damit aus. Ungefähr so sprach man in den fünfziger Jahren, ehe ich in Newaais verpact wurde, von Humboldt; und machte sich hinterm Rücken über ihn lustig. Ich liebe die Tonart nicht übermäßig; aber chacun à son goût. Immerhin würde ich auf den Weihrauch — ohne Feuer man ihn bekanntlich nicht riechen kann — lieber verzichten als auf die Nachwirkung. Und von der merke ich nicht viel.“

„Der Titan, der den Blitz schmiedete, sieht mit begreiflicher Geringschätzung auf die Kleinarbeit der Bienen herab. Doch Vergil schon wagte, *parva componere magnis*; und was uns an Kraft fehlt, ersetzt wohl . . .“

„Der Mann in den Georgika war ein Tyklov, Excellenz, kein Titan. Aber Sie mißverstehen mich. An Groß und Klein dachte ich gar nicht. Bienen sind ja viel nützlichere Geschöpfe als rohe Patrone, die Blige fabriziren. Ich meinte was Anderes. Es ist mir einigermassen peinlich, mich so oft gerade da citirt zu hören, wo mit fühlbarem Behagen gegen meine Methode gehandelt wird. Das verwischt die Unterschiede und benebelt die Köpfe. Wenn unser armer Herr Friedrich Wilhelm von friderizianischen Traditionen sprach, hatte ich nachher immer eine belegte Zunge. Wozu auch? Ich hatte meine Manier, Sie haben Ihre und brauchen einen alten Mann nicht als Eideshelfer. Anfangs freute ich mich des Eifers, womit Sie den Akoluthenleuchter trugen. Sie wollten ‚fechten‘, warnten die geehrte Volksvertretung, ‚schlafende Hunde zu wecken‘; und Chlodwig hatte uns nicht verwöhnt. Wer so gut liest, dachte ich, wird auch von dem Gelesenen profitieren. Offenbar sahen

Sie dann aber bald ein, daß meine Art, Politik zu machen, vorläufig nicht wieder in die Mode zu bringen ist. Ganz Ihrer Meinung. Nur möchte ich nicht, wie mein Gönner Vasker, zum Krebsen benützt werden. *Ex privo* war mir bequemer. Der grub mich wenigstens nur aus, wenn er auf Allerhöchsten Befehl Militärvorlagen durchbringen mußte, und behandelte mich sonst publice wie einen höchst üblen Kujon, dem man nicht übern Weg trauen darf. Jetzt muß ich alle paar Tage aus der Versenkung und Bevatterschaften leisten, die mir wider die Couleur gehen. Bleiben wir beim Herrenhaus. Da war ich der recht schätzenswerthe Herr, der gesagt hat, eine wohlüberlegte Politik dürfe dem Einfluß der Tagesströmung nicht erreichbar sein. Sehr stolz bin ich auf dieses Diktum nicht; doch wer dreißig Jahre mit Parlamenten zu thun hat, kann durchweichte Gemeinplätze nicht immer vermeiden. Nur weiß ich wirklich nicht, warum ich bemüht werden mußte. Euer Excellenz lassen sich als kaiserlicher Minister ja mit Bewußtsein von der Tagesströmung treiben. Ich sage nichts dagegen. Man kanns auch so wachen; vielleicht heutzutage nur so, wenn man sich oben halten will. Jedenfalls ist's genau das Gegentheil von meiner Art, die Geschäfte zu führen. Sie sind äußerst empfindlich, ich war zu unempfindlich für alles Gedruckte. Ich hatte die Professoren meist gegen mich, Sie sitzen bei ihnen in Gunst. Mir war Unpopularität das beförmlichste Klima, Sie haben das Bedürfniß, durch die Mittelallee modischer Bildung zu kutschiren. Dabei sind Sie bis jetzt ja nicht schlecht gefahren. Wie Jeder, der sich vor ungebahnten Wegen hütet. Radomiz ohne Mystik: ein gar nicht zu verachtendes Rezept. Der Garderobier monarchischer Phantasie macht sich leicht unentbehrlich, wenn er abends voraussieht, ob morgens Sonnenschein oder Regen sein wird. Aber die Mystik muß aus dem Spiel bleiben. Darin versehen die Herren es manchmal noch. Den ‚Dank gegen die göttliche Vorsehung‘ (in Sachen des Kehlkopspolypen) hätte ich doch kaum in die Thronrede gebracht; nicht nur, weil ich nie die Neigung hatte, meine Angelegenheiten mit der Vorsehung öffentlich zu ordnen, und meine gute Johanna schon schalt, wenn sie den missionarischen Drang vor den Dienstboten nicht zügeln konnte. Von dem Stimmband sollte jetzt überhaupt nicht mehr geredet werden. Zum Glück wars ja eine Kleinigkeit. Das glaubt draußen aber Niemand, wenn der Finanzminister zwischen Kaviar und Schildkrotensuppe von ‚Tagen der Prüfung‘ spricht und den Bundesfeldherrn ‚den muthigsten Mann Deutschlands‘ nennt, weil der hohe Herr, sich operiren ließ, ohne mit einer Wimper zu zucken. Den Kapjus hätte ich keinem Botschaftsrath nachgesehen. Meine Marie hat mehr ausgestanden, als sie sich an einem Vormittag fünf oder sechs Zähne ziehen

ließ, und jeder Muskelier, den auch nur ein Streifchuh traf, mußte Kerkeres dardmachen. Von solchen Uebertreibungen kon mitß dann, daß sich hartnäckig das Gerücht erhält, der Fall sei doch nicht so einfach, wie er dargestellt wird. Cui bono? Dem Monarchen wird damit nicht gedient.“

„Schnell fertig, Durchlaucht, ist die Jugend mit dem Wort. Und weil ein hochbegabter Kollege im Ueberßchwang der Begeisterung den angemessenen Ausdruck verfehlt, kann ich nicht sofort mit Härte . . .“

„Natürlich. Sie können nicht. Kalkas, Du weißt wohl, warum. Das Schimmer:st. nur, 'sch'ßch. Entseßlungen. 'm. Ziland. 'raum. noch, 'verneekt. werden. Tage der Prüfung! Ohne mit der Wimper zu zucken! Wegen einer Operation, von der eine Komtesse aus der Stadt ganz munter außß Gut zurückfährt. Vor zwanzig Jahren hätten die berliner Fortßchrittßblätter den Minister übel behandelt. Jetzt scheint das Augenmaß und der Sinn für die Bedeutung der Vorgänge unseren Landsleuten verloren zu sein. Man hat sich gewöhnt, immer sehr laut mindestens Dreizehn zu sagen, wenn man höchstens Zwölf will. Pariser Stimmung. Eine gewisse bedächtige Mäßternheit war aber keine gering zu schätzende Eigenschaft des Norddeutschen, der die rechte Gährhige des Gascogners doch nicht produziren kann. Zu den Aufgaben einer tüchtigen Regierung gehörte früher auch die Vorsorge, daß die Nation nicht das sichere Gefühl für Schallwirkungen einbüßt. Wenn man wegen jedes Gardinenbrandes sämtliche Dampßsprigen auffahren läßt, bleiben die Leute bei ernster Feuersnoth schließlich in den Betten. Auch der Werth eines politischen Instrumentes hängt wesentlich von der guten oder schlechten Beschaffenheit des Resonanzbodens ab. Als eine Ausnahme hätte die finan zministerielle Entgleisung mich nicht interessiert. Aber es ist allgemeiner Brauch geworden, bei jeder Kellerkindtaufe alle Puppen tanzen zu lassen. Ein paar Tage nach dem kleinen Malheur haben Euer Excellenz selbst sich, wie meiner beschränkten Einsicht scheint, noch viel fataler vergriffen. Nicht bei Tisch. In der selben Rede, die mir nicht ganz willkommene Guirlanden wand, faßten Sie Ihr Programm — wenn ichß so nennen darf — in die Worte zusammen: ‚Der König in Preußen voran, Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran!‘ Ihrem Scharfsinn kann unmöglich entgangen sein, daß der König von Preußen seit dreißig und etlichen Jahren Deutscher Kaiser ist. Soll in Preußen der König, in Deutschland Preußen und Deutschland wiederum in der Welt vorangehen, so ist dem Deutschen Kaiser das Recht, sogar die Pflicht zugewiesen, an der Spitze der Mächte zu marschiren, deren Konglutinat wir die Welt zu nennen pflegen. Also arbiter mundi zu sein. Als Abgeordneter hätte ich am

nächsten Tage Stimmen für eine Interpellation gesammelt und die Verbündeten Regirungen gezwungen, sich zu diesem neuen Programm zu äußern. Soll in Weltherrscherprestige gemacht werden: ich kann nicht hindern. Die einfachste Klugheit empfiehlt aber, nicht davon zu reden, wenn man noch so weit vom Ziel ist wie wir. Solche Berwegenheit hat man ja uns gerade nachgesagt; falls mein anrühiger Intimus Gortschakow schon aus dem Schmortopf entlassen und noch tanti ist, Zeitungen zu lesen, wird er sich triumphirend die Hände reiben. Geheimkaiser der Welt! Das wäre was für die Russen. Auch für die Engländer. Und ich könnte ihnen nicht einmal verdenken, daß der Gedanke ihnen die Galle ins Blut treibt. Trotzdem ich in den Deutschen das kräftigste und vornehmste Volk Mitteleuropas sehe, wüßte ich nicht, warum sie überall in der Welt die erste Geige spielen sollen. Andere sind älter, reicher, haben viel mehr Land, viel mehr Menschen und eine festere Kohäsion. Wir sind eine junge Großmacht, in einer mangelhaften Asiette und von mancherlei Gefahren bedroht. Was kein Unglück ist; denn der Deutsche verkümmert in Phäakenbehaglichkeit schnell. Wir müssen sehr froh sein, wenn man uns still zusammenwachsen und arbeiten läßt, und geduldig warten, bis irgendwo ohne Lebensgefahr wieder ein ordentliches Stück Erde zu holen ist. (Mit dem Schwert, Excellenz, das vorläufig noch immer die Force armer tapferer Männer ist.) Früher hielt ich die abenteuerlichen Geschichten, die mir zugetragen wurden, für Erfindungen müßiger Figuranten. Bald sollten Holland, bald gar England die besten Kolonien abgenommen, dann wieder die Chinesen unter deutsche Vormundschaft gestellt werden. Es ob hinter dem Berg nicht auch Leute wohnten, die solchen Unternehmungen nicht mit gefalteten Händen zuschauen könnten. Das war unverantwortliches Zeug. Seit ich gehört habe, was der preußische Ministerpräsident zu sagen für nöthig fand, scheint die Sache mir nicht mehr so unbedenklich. Nach den verschiedensten Richtungen. Schon das zweite Postulat wäre förderfam zu unterdrücken gewesen. Bleibt Preußen in Deutschland vornan: optimo; mir siehts aber nicht danach aus. Die Maschinerie ist ziemlich verrostet, das Personal an wichtigen Stellen minderwerthig, selbst die Armee, wenn auch hoffentlich im Kern noch intakt, in ihrer ruhigen Selbstgewißheit erschüttert und unvorsichtig kompromittirt. Aus Südwesten bläts besser. Dazu stets neue partikularistische Verstimmungen, Hofzank, amüsante Tischgäste, die keinen zu ihnen herabfallenden Wigbrocken umkommen lassen et qui pour un bon mot vont perdre vingt amis, Familienklatsch und Theecirkelspäße, für die es wirklich noch eine frederizianische Tradition zu geben scheint. Und unter diesen Umständen wird den Bundes-

fürsten, deren Empfindlichkeit wir mit äußerster Sorgfalt schonten, von dem kaiserlichen Minister aus dem preussischen Oberhaus zugerufen: Wir gehen voran und unser König hat die Hand über den ganzen Erdkreis! . . . Ich wünsche ihm nicht; Weltherrschaft (die schließlich doch nur in der Einbildung besteht) ist noch Keinem gut bekommen. Selbst wenn er aber bloß den Finger zu rühren brauchte, um das Imperium Karls und umliegender Majestäten in die Tasche zu stecken, bliebe Schweigen noch die erste Ministerpflicht.“

„Mit der andächtigen Ehrfurcht, die in der Nähe des Meisters den Jünger beseelt, habe ich Eurer Durchlaucht Worten gelauscht. Auch vorher mir übrigens meine Unvollkommenheit nie verhehlt. Humani nil a me alienum: ein größerer Kanzler hat dieses Motto für sein Lebenswerk gewählt. Eine Bemerkung sei mir aber gestattet. Von Verstimmung und Verdrossenheit sollte heute nicht gesprochen werden, nicht an diesem höchsten nationalen Feiertage, da wir Germaniens Fürsten — und nicht sie nur — um den Kaiser vereint sehen, ‚wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt‘. Können boshafte Gerüchte bündiger widerlegt werden? Nichtanders ist's mit angeblichen Weltherrschaftsträumen. Die Staatshäupter und die Völker kennen unsere Friedensliebe und wissen, daß wir das Recht des Schwächsten selbst noch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit achten. Nur ungenügende Information kann den größten Staatsmann, den Preußen und Deutschland . . .“

„Danke verbindlichst. Der mit so gutem Dienstzeugniß bedachte Staatsmann wünscht nur, daß man ihn sanft ruhen läßt, da für seine Methode ja keine Verwendung mehr ist. Hat übrigens für die Sammlung seiner Parlamentsreden, nicht für sein ‚Lebenswerk‘ das terenzische Motto ausgesucht und ist nicht schüchtern genug, um zu verschweigen, daß er außer Reden noch Einiges geleistet hat. Eine Verständigung über die Distanz zwischen That und Wort dürfte aber schwierig sein. Euer Excellenz ist der Ruhm des besseren Paroliers sicher. Ich zweifle nicht, daß Ihrer Beredsamkeit gelingen könnte, eine Mehrheit zu überzeugen, daß die geheimkaiserliche Oberhoheit eigentlich schon erreicht ist; hierbei wären mit Nutzen die politisch beträchtlichen Thatfachen zu verwerthen, daß an dem selben Tage die Abgebrannten von Alesund auf Allerhöchsten Befehl von zwei Aktiengesellschaften sehr opulent unterstützt und die britischen Garbedragonerofficiere vor der Abfahrt nach Indien von ihrem kaiserlichen Chef mit Reitpeitschen beschenkt worden sind. Alles dagewesen. Wer im Serrail aufwuchs, lernt die Schliche kennen. Zu meiner Zeit hatten wir hier nicht den Ehrgeiz, gelungene Geburtstagsfeiern zu arrangiren. Das machte sich von selbst. Und wenn sich's mal nicht ganz nach Wunsch machte, ging

es auch so. Jetzt ist's eine umständliche Staatsaktion, für die alles an befrachter und geschlichter Diplomatie Vorhandene früh in Bewegung gesetzt wird. Neues System. Tous mes respects. Nur möchte ich nicht mit außs Firmenschild. Auch nicht mit dem Faber nachzählen, wer heute fehlt und was unter vier Augen über serene Lippen kommt. Die Anerkennung der Friedensliebe konzedire ich. Rebus sic stantibus wünsche ich mirs nicht etwa anders. Aber warum dann in der Welt voran? Ich habe nicht den Eindruck, daß die großen Entscheidungen der letzten fünfzehn Jahre in dieser angenehmen Gegend gefallen sind, habe für Fassadenpolitik nie viel übrig gehabt und wäre Eurer Excellenz sehr verbunden, wenn Sie mir irgend einen verantwortlichen Politiker nennen wollten, der nach Louis Napoleon jemals ähnliche Aspirationen auf den Markt der Meinungen gebracht hat. Mir scheint, daß jetzt Nützlicheres zu leisten wäre. Das Hemd ist uns näher als der Rock und Südwestafrika wichtiger als Norwegen. Wenn meine Dienste noch beansprucht würden, hätte ich heute nicht Zeit, in der Kategoris „Bischöfe, Edle, Volk“ als Statist mitzuwirken; vielleicht auch nicht die schickliche Stimmung. Ich würde mich bemühen, vor allen Dingen den Swakopmund zu halten... Aber es wird spät und meine senile Geschwägigkeit läßt mich vergessen, daß man in Ihrer Situation mehr zu thun hat als in meiner. Gute Nacht, Excellenz; und, wenn möglich, ohne weitere Ornamentalverwendung.“

„Durchlaucht werden doch die Räume betreten, wo jeder Stein von unvergeßlichen Thaten redet, aus jedem Auge freudige Dankbarkeit...“

„Sehr gütig. Das Uebermaß der Freude könnte meinen Freunden schaden. Holstein gehört ja auch nicht mehr zu den Jüngsten. Und ich fürchte, durch längeres Weilen meine Sache nicht zu verbessern.“

„Aber die Galatafel! Es wäre der Höhepunkt der nationalen Feier...“

„Darüber ließe sich reden. Doch ich war schon bei Lebzeiten nie ganz vorschriftgemäß abjustirt; und jetzt, ohne Epaulettes, Mantelfalte, rothe Vorten etcetera, würde ich wie ein etwas ramponirter Kriegsgefangener wirken.“

... Zimmer der Alte. Keine Rücksicht. Von oben bis unten Stacheln. Aber sehr alt. Ein Bischen weiter haben wirs auf unsere Art doch gebracht.

Vom Leipziger Platz her stammt es hell auf. Wagen rasseln. Das Gesumm wird Gedröhn. Mit Trommeln und Pfeisen naht ein Knabenschwarm vom Brandenburger Thor und Tausende stimmen begeistert ein:

Jühl' in des Thrones Glanz,

Die hohe Wonne ganz...

... Und solche Presse wie wir heute hat er sein Leben lang nicht gehabt.



Der Stufenbau der Weltgeschichte.

Von den Germanen wird jede Stufentheilung der Weltgeschichte auszugehen haben, so weit über den Erdball hin sie auch ihre Blicke schweifen lassen mag. Sie sind diejenige Völkergruppe, die, anfangs langsam reisend, später die zäheste Lebensdauer, die zupackendste Staatskraft und die leidenschaftlichste, will sagen fruchtbarste Fähigkeit des geistigen Schaffens bewährt haben. Sie haben den größeren Theil der Welt erobert und nicht weniger — ich behaupte: mehr — große Werke des Bildens und Forschens ins Leben gerufen als die Griechen, von den Indern, Arabern, Chinesen und allen anderen Abelsvölkern der Erdgeschichte zu schweigen. Schon heute ist sicher, daß in der einen Menschheit, die aus dem immer mehr zusammenschmelzenden, immer minder mannichfach werdenden Gewirr der Völker einmal entstehen mag, Germanengeist den Ton angeben wird. Für den Geschichtschreiber hat die Geschichte der germanischen Gruppe aber noch einen anderen, für ihn schwerer ins Gewicht fallenden Vorzug: sie zeigt die ganze Fülle der Stufen auf, die überhaupt sich im Bereich geschichtlicher Blickweite nachweisen lassen. Sie hat nicht nur in dem schmalen Gipfel der Pyramide, der Gegenwart nah, eine neuere, eine neueste Zeit — diese Eigenschaft theilt sie mit der griechisch-römischen Entwicklung, deren letzte Gipfel wir eben erst in Begriff sind hinter uns zu lassen —, sondern sie reicht auch am Tiefsten in die weite Dämmerung der Anfänge des Menschengeschlechtes zurück. Die germanische Geschichte erlaubt, von einer Urzeit zu sprechen im Gegensatz zur griechischen, von der viel später erst einsetzenden römischen gar nicht zu reden.

Die Urzeit der Germanen reicht bis um 400 unserer Zeitrechnung. Das heißt: wir jedes Zeitalterende in der Geschichte dieses spätreifsten Gliedes in der Völkerfamilie der Menschheit unerhört tief in den Raum der für uns überblickbaren Zeiten. Die Urzeit der arischen Stammvölkerfamilie der noch vereinigten Inder und Perser war um 2000 vor Beginn unserer Zeitrechnung noch in voller Blüthe; die der Griechen mag um 1500, vielleicht auch schon früher abgeschlossen gewesen sein; die Babylonier treten um 3000, die Ägypter um 3300 als Völker auf, die die Urzeitstufe hinter sich gelassen haben. Die Ueberlieferung der Chinesen reicht gar bis in das siebente Jahrtausend zurück, wenn man für die frühesten ihrer 33 Herrschergeschlechter, deren ungeheure Zahl doch verhältnißmäßig weit hinter der der ägyptischen zurückbleibt, Durchschnittsziffern ansetzt und diese an sich gänzlich sagenhaften, doch auch nicht völlig bedeutungslosen Angaben einmal für wahr annehmen wollte. Und trotzdem redet sie schon in diesen ersten Anfängen von Königthum, starker, weithin reichender Königsherrschaft, also einer durchaus nicht urzeitmäßigen Staatsordnung.

Die jüngste der Urzeiten von gänzlich ausgereiften Kulturvölkern ist also durch den Bericht der Germania aufgeheilt, zu dem leider kein egyptischer Tacitus ein griechisches, kein chinesisches ein babylonisches Seitenstück geliefert hat. Trotzdem ist schon damit ein erster Fall des Bildes zeitlich schiefer Schlachtordnung gegeben, das auf diesen Blättern immer wieder sich entrollen soll. Die Richtung der vorrückenden Völker ist die gleiche, aber während die Perser 800, die Griechen und Indier 1500, die Babylonier 3000, die Egypter 3300 und die Chinesen, wenn man ihren frühesten Sagen einmal halben Glauben schenken wollte, schon 6300 vor Beginn unserer Zeitrechnung die Urzeit hinter sich hätten, sind die Germanen erst um 400 nach der Zeitenwende an diesen Punkt angelangt. Dabei aber halten sie erst etwa in der Mitte der Reihe des Völkerheeres, denn nach ihnen sind die Araber erst im zehnten Jahrhundert, die Azteken vielleicht erst um 1150, die Azteken um 1250 zum selben Punkt ihres Vormarsches gelangt und, was noch wesentlich ist, ein sehr großer Theil, vielleicht mehr als die Hälfte der Erde wird heute, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, von Völkerschaften bewohnt, die noch immer urzeitgemäß leben.

Die Naturvölker der heutigen Kulturvertheilung sind Völker der Urzeit; man dürfte sagen: ewiger Urzeit, mit dem Vorbehalt, daß damit nicht behauptet werden soll, sie würden bis an das Ende der Tage in diesem Zustand verharrt haben, auch wenn kein europäischer Kulturzwang ihre Entwicklung jäh und vermuthlich für alle Zeiten durchbrochen hätte. Allerdings umfaßt die Bezeichnung Naturvölker eine stufenreiche Leiter von Zuständen in sich; aber diesen Sachverhalt theilt sie mit allen höheren Entwicklungsaltern und man braucht nicht zu den am weitesten vorgeschrittenen Pfeilern dieses zurückgebliebenen Flügels der Völkerschichtordnung zu greifen, um auf Merkmale zu stoßen, die den germanischen zur Zeit des Tacitus in mehr als einem Stück verwandt sind.

Eine Anzahl der Völkerschaften an der kolumbianischen Nordwestküste von Nordamerika ist noch um 1870 in einem ziemlich unberührten, von europäischem Einfluß nicht erreichten Zustand beschrieben worden. Sie hatten, wie die Germanen, im Wesentlichen eine Gemeinwirtschaft, die nur Werkzeug, Boote, Netze, fahrende Habe im Besitz des Einzelnen läßt, den eigentlichen Werth des Volksvermögens, die Fischgründe und die zu ihnen gehörigen Küstenstreifen aber als Gesamteigenthum ansieht. Sie stehen, ähnlich wie die Germanen, auf der Grenze zwischen Wanderleben und fester Siedlung, sind dieser eher schon näher gekommen, denn sie schweifen nur im Sommer umher, um dem Fischfang nachzugehen. Sie haben, wie die Germanen, eine Sonderfamilie, in der der vermögende Mann mehrere Frauen, die ärmere Mehrzahl nur eine hat. Einige dieser Völkerschaften rühmten sich, wie die

Germanen des Tacitus, der Keuschheit ihrer Frauen; Ehebruch, Scheidung sind selten. Der Brautkauf gilt hier wie dort. Wie die Germanen zur Jagd, so ziehen die Kolumbianer zum Fischzug, während den Weibern zu Hause viel schwere Arbeit zufällt. Die Treue und Zuverlässigkeit der Binnen-Kolumbianer wird hoch bewerthet. Aber selbst die Laster, die in der germanischen Ueberlieferung fast eben so liebevoll als Eigenthümlichkeit unseres Volksthumes gehätschelt werden wie jene „besonderen“ Tugenden der Gastfreundschaft, des treuen Zusammenhaltes, die wir in Wahrheit mit allen höheren Naturvölkern theilen, auch sie finden sich an jener fernen Küste. Der Sund-Indianer von Kolumbia giebt, wenn er sich einmal zum Spiel gesetzt hat, all sein Eigenthum, Sklaven, Kinder, Frau und zuletzt selbst die eigene Freiheit als Einsatz hin.

Entscheidend aber ist über Alles fort die eigenthümliche, zwischen Staats- und Familien-Verfassung stehende Ordnung der gesellschaftlichen Körperschaften. Das Geschlecht, die Gemeinschaft Aller, die noch lebendig sich als von einer Person abstammend empfinden, ist die Grundform gesellschaftlicher Einung. Sie stellt die Zelle aller, aber auch aller menschlichen Gemeinschaften dar; sie ist der Keim, aus dem Völkerschaft, Stamm, Volk, Rasse hervorgegangen sind, und sie ist damals bei den germanischen, wie bei zahllosen heutigen Urvölkerschaften auch noch zum Theil Träger und Inhaber öffentlicher Gewalt, öffentlicher Rechte. Die Tlinkit, eine Stammgruppe der Kolumbianer, wie die Troliesen, der kriegerisch und staatlich erfolgreichste Stamm der Nordostamerikaner, haben eine bis ins Letzte hinein verwandte Ordnung, die Geschlecht und keimende Staatsgemeinschaft in der wunderbarsten Verflechtung zeigt. Schon giebt es Einungen, die nicht oder nicht mehr auf dem Gedanken gleichen Blutes beruhen: Häuptlingschaften, Völkerschaften, zuletzt selbst, im Fall der Troliesen, einen Stamm. Aber diese Gemeinschaften stellen nur die Längsschnitte eines sehr fein gegliederten Aufbaues dar: die Querschichten aber werden von Blutsgemeinschaften, von den zu Großgeschlechtern ausgeweiteten Geschlechtern ausgemacht, die schon wieder in Theilgeschlechtern zerfallen sind. Die eigentlich staatlichen Verbände, auch der weiteste noch, der Gesamtstamm der Troliesen verdankt die außerordentliche Festigkeit, mit der er durch Jahrhunderte zusammengehalten, sicherlich sehr viel mehr diesen Querriegeln der Geschlechter als seinen eigenen staatlichen Einrichtungen. Die staatliche Leistung aber, die er in diesem Zustand vollbrachte, war keine verächtliche: die Troliesen haben in raschem Anlauf ein Gebiet, etwa anderthalbmal so groß wie das heutige Deutsche Reich, ihrer mittelbaren Herrschaft unterworfen und dieses ungeheure Gebiet durch Jahrhunderte festgehalten; neben Anderem auch eine erstaunliche Kriegskunst- und Leibesleistung, da ihnen, wie allen Amerikanern, Pferde und Reiterei fehlten und sie also die unabsehbaren Weiten zu Fuß durchheilen mußten.

Eben so denkwürdig ist, daß die Verfassung des Stammes und der Völkerschaftstaaten der Frotesen vollkommen von dem Uebergewicht des Geschlechtergedankens beherrscht ist. All ihre Vertretungskörperschaften setzten sich aus den Häuptlingen der Theil- und Untertheil-Geschlechter zusammen. Ihre grundsätzliche Abneigung gegen die Einzelherrschaft — sie haben die Versuche zur Herstellung des Königthumes mit eifriger und erfolgreicher Strenge niederzuhalten gewußt — rührt unzweifelhaft von der Kraft des Geschlechtergedankens her. Er wirkte in ihnen eine Gesinnung, die man mit dem selben Recht Adels- oder Volksherrschaftsgeist nennen dürfte und die vielleicht gerade deshalb eine so stolze und feste Form einer weitgehenden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Volksgenossen darstellt.

Von noch weiter greifender, schlechthin weltgeschichtlicher Bedeutung ist, daß die Verfassung der Frotesen und Tlinkit in all ihrer Verwickeltheit und Zusammengesetztheit einen Blick in ihre Vorgeschichte zu thun erlaubt und daß dieser Blick mit sicheren Schlussfolgerungen bis an ihren Ursprung reicht. Da ergibt sich, daß alle eigentlich staatliche Bildung dieser Stämme da eingesetzt hat, wo zwei selbständig schwebende Geschlechter den Entschluß faßten, mit einander eine neue Gemeinschaft zu schließen. Bis dahin stellten auch sie staatlähnliche Gebilde dar, insofern sie auf Abwehr äußerer Feinde und innerem Zusammenschluß beruhten wie noch heute der entwickeltste Staat, aber in ihnen überwog noch das Gepräge der Blutsgemeinschaft. Die neue Form der Einung, obwohl im selben Sinn von dem Geschlechtstrieb — dem Drang nach Weiderräusig — befeuert und zu Völkerschaftsgemeinschaft und Weiderräusig-zusammenschluß als zu selbstverständlichen Folgen führend, unterscheidet sich dennoch von der älteren, insofern sie nicht mehr auf den Gedanken der Blutsgemeinschaft, der gleichen Abstammung zurückgeht. Man könnte vermuthen, daß durch den Zusammenschluß zweier Geschlechter zum Zweck erweiterter Weiderräusig-wahl trotzdem thatsächlich ein neues, nur größeres Gebilde enger Geschlechtergemeinschaft und schließlich auch vollkommener Stammesbaum-Verflechtung entstanden sei. So aber haben es diese jungen Völker nie aufgefaßt, sondern bis an das Ende ihrer Zeiten Geschlechter- und Staatsverband auseinandergehalten. Nur jenem wurde die Vorstellung gemeinsamer Abstammung beigelegt, nur er verband seine Glieder zu einer Art familienhaften Treue und Anhänglichkeit, die den staatlähnlichen Gebilden fremd blieb. Auch die Zwei-Zahl ist von hoher Bedeutung; und da eine Beobachtung Schmollers die besondere Häufigkeit der Zahlen 2, 4, 8, 16, 32, 64 weithin bei den Geschlechtern je eines Stammes festgestellt hat, so hat man — alle diese Zahlen sind Potenzen von Zwei — den Eindruck, als sei die Geschichte der Frotesen, die bis auf die Verschmelzung zweier Geschlechter zurück zu verfolgen ist, ein artvertretender Fall: wie der neue Mensch aus dem Aufeinanderprallen der männ-

lichen und der weiblichen Samenzelle entsteht, so ist auch der Staat aus der Verschmelzung zweier Geschlechterzellen hervorgegangen.

So verschiedene Stufen innerhalb der Gesamtheit der Urzeitvölker zu unterscheiden sind: die Geschlechterverfassung scheint sie ganz zu beherrschen. Die noch sehr geringe gesellschaftswissenschaftliche Schulung der reisenden Völkerkundigen hat sehr oft keine genügend scharfen Beschreibungen entstehen lassen. So ist innerhalb der rothen Rasse zwar die Herrschaft des Geschlechtergedankens ohne Weiteres anzunehmen; die Verbreitung seines äußeren Sinnbildes: des Geschlechterzeichens, des Totems, des Wappenthieres führt dazu. Aber nur in wenigen Fällen ist der Zustand so klar erkannt wie bei Tlinkit und Trokefen. Bei den polynesischen und australischen Malaien dagegen ist er fast als allverbreitet nachzuweisen: von den rohen Festland-Australiern aufwärts bis zu den Fürsten- und Adelsgeschlechtern Samoas mit ihren fast tausendjährigen Stammbäumen oder dem Unterbau der Gesellschaft des Archipels. Die Suku und Panguku des alten Malaien-Staates auf Sumatra scheinen den Sachemschaften und Geschlechtshäuptern der Trokefen fast genau zu entsprechen. Die Familienverfassung des malaischen Hova-Staates auf Madagaskar, des westlichsten, afrikanischen Vorpostens dieser australisch-südostasiatischen Rasse, wird durch das Inzuchtverbot für die Geschlechter, ein untrügliches Zeichen des Geschlechtergedankens, beherrscht.

Die Mongolen, die Rasse, die die ungeheuersten Landräume einnimmt, sind der Schulfall für den Nachweis der Geschlechterverfassung. So viele Entwicklungsalter sie umfaßt: sie sind alle von ihr durchdrungen; ein Beweis, daß sie die Urzeitstufe mit um so rückhaltloserer Stärke beherrscht hat. Das führende Volk der Rasse, die Chinesen, treten in die Geschichte ein als das Volk der hundert Geschlechter und noch heute ist das Inzuchtverbot, das in China jeden angesehenen Mann abhält, ein Mädchen gleichen Namens heimzuführen, ein deutliches Zeichen für die lange nachwirkende Kraft übermächtiger Urzeiteinrichtungen. Zugleich ist der chineische Zustand sehr werthvoll für die Erkenntniß, daß auch jene engsten Blutsgemeinschaften der Urzeit bei genügend langer und friedlicher Entwicklung sich zu ungeheuer menschenreichen Massen ausweiten können: man zählt im heutigen China nur vierhundert Familiennamen, so daß im Durchschnitt etwa eine Million Seelen auf das einzelne Geschlecht fällt. Eine so große Zahl, daß man nun wohl die alte Zagheit aufgeben muß, die da zögert, sich vorzustellen, daß ganze Völker, ja, Rassen aus dem Schoß einer Mutter hervorgegangen sein könnten.

Für das japanische Volk läßt sich vollends mit Sicherheit aus der vorhandenen, halb sagenhaften Ueberlieferung folgern, daß es in seiner Urzeit aus straff zusammengehaltenen Geschlechtern zusammengesetzt war. Selbst die Schiff- und Geschwaderverbände, in denen dieser einzige seeliebende Zweig

der Mongolen über das Meer gefahren ist, um von seinem späteren Insel-land Besitz zu ergreifen, sind nicht anders denn als Geschlechter und Großgeschlechter zu deuten. Die Uji und Groß-Uji der älteren Zeiten Japans entsprechen durchaus den Theilgeschlechtern und Geschlechtern der Irolesen: nur hat hier die Einzelherrschaft des Königthumes schon die Unabhängigkeit dieser Verbände mehr gebrochen als die freie Volksvertretung der zu Stamm und Völkerschaft geeinten Irolesen, die ja selbst nur aus den Geschlechts-oberhäuptern bestand.

Die Mongolenstämme endlich, die noch heute in Urzeitzuständen als Naturvölker leben, etwa die Völkerschaften von Ost- und West-Turkestan, stellen einen ganz reinen Fall von Geschlechterverfassung dar, von der irolesischen nur in der umgekehrten Richtung wie die japanische abweichend: hier handelt es sich um einen jüngeren, unreiferen Zustand, nicht, wie in Japan, um eine schon weiter fortgeschrittene Entwicklungsform. Hier läßt sich deshalb sogar die Entstehung des Geschlechtes aus der Sonderfamilie beobachten: mehrere der fünf- bis sechsköpfigen Sonderfamilien, die bei diesen schweifenden Hirtenstämmen die Zeltgemeinschaft, die natürliche Lebens- und Wirtschaft-Einung bilden, sind zu Rhotons, zu Großfamilien zusammengefaßt und mehrere Rhotons stellen ein Anghi dar, also ein Geschlecht, das, ganz entsprechend der allgemeinen Regel, durch Inzuchtverbot zusammengehalten ist. Dieses wächst aber nicht über etwa achtzehn Großfamilien an. Ist diese Zahl überschritten, so verliert sich das Bewußtsein der Blutszusammengehörigkeit. Obwohl diese Turkvölker sich sehr viel auf ihr Stammbaum-Wissen zu Gute thun, an dem selbst der gemeine Mann Theil hat, haben sie also bei Weitem nicht so viel geschichtlichen Sinn wie die Irolesen, die über ein Vierteljahrtausend ihre Geschlechtsseinheiten festgehalten haben. Auch Dies ist eine allgemeine Beobachtung: mit wachsender Staatskraft wächst das geschichtliche Bewußtsein. Die Turkvölker aber haben nur in einigen bevorzugten Fällen, wie in dem der Kara-Kirgisen, über den Geschlechtern noch eine Horden-, will sagen Völkerschaft- und Stammesverfassung. Diese ist wiederum über die irolesische hinausgewachsen, insofern sie über die Vertretung der versammelten Häuptlinge einen Aga-Manap, einen Oberhäuptling, stellt.

Dieser Zustand wirft wieder ein Licht auf die Verhältnisse, aus denen die beiden großen Eroberer-völker der gelben Rasse hervorgegangen sind, zuerst die Mongolen der Khane und Horden, die um 1175 unter Dschengis-Khan, nun also schon zur Alterthumsstufe starker Einzelherrschaft emporgestiegen, etwa drei Vierteltheile Asiens beherrschten. Ihre Fahnen und Heerkörper von zehn, hundert, tausend Köpfen waren, zumal es sich um die gesammte bewaffnete Mannschaft ganzer Völkerschaften handelte, schwerlich Anderes als zu Regel und Einformigkeit gebrachte Großfamilien, Geschlechter, Horden.

Bei den Türken aber, die auch aus diesen Gegenden hervorgegangen sind, giebt es noch heute eine Sage, die erkennen läßt, daß Osman, der erste der großen Sultane, von der Rangstufe eines Geschlechts-Häuptlings emporgestiegen ist. Denn es heißt von ihm, daß er mittags noch all seine Leute durch eine Fahne zum Essen zusammenzurufen vermochte.

Nur eine Rasse, die schwarze, kann dieser Reihe von Beobachtungen, die den Erdball umspannt, heute noch nicht in vollem Umfang angegliedert werden: sei es, daß noch die Beschreibungen mangelhaft sind, sei es, daß bei ihr die Geschlechtereinrichtungen durch höhere Entwicklungen mehr vermischt sind als anderswo. Dennoch läßt die vorhandene Menge einzelner Bestätigungen von Geschlechterordnung, so im Rechtsverfahren der Kaffern, in der Verfassung der südwestafrikanischen Ovaherero, vermuthen, daß es sich hier nicht um ein fehlendes Glied in der Kette handelt. Innerhalb der weißen Rasse ist dagegen der Geschlechtergedanke fast ausnahmslos als die frühen Stufen der Gesellschaftsentwicklung beherrschend nachgewiesen. Bei den hamitischen Ägyptern, deren Geschichte trotz ihrem ehrwürdigen Alter schon in ihren ersten Anfängen eine höhere Stufe aufweist, schließt man doch aus dem Bestehen zahlreicher Thierdienste auf eine einstmals kräftige Geschlechterordnung. Unter den Semiten haben die Araber mit der äußersten Zähigkeit am Geschlechtergedanken festgehalten: zur Zeit Muhammeds bestimmte er ihr öffentliches Dasein völlig; und noch, als sie längst unter mächtigen Königen eine halbe Welt erobert hatten, ist er wieder und wieder zum Durchbruch gekommen. Wenn eine kleine Truppe im Kampf gegen die Ungläubigen sich nur mit schwerer Mühe aufrecht erhielt, so kam es in ihr auch dann noch zu blutigem Zwist, wenn der alte Haß und Streit der Geschlechter sich entzündete. Das jüdisch-israelitische Königthum Davids hatte seine Herrschaft über das Volk noch mit den Oberhäuptern der Vater-Häuser, der Geschlechter zu theilen und seinem Enkel Rehabeam wurde im israelitischen Theil des Reiches die Nachfolge durch eine Versammlung der Geschlechterordnung entzogen. Die Karthager endlich scheinen nie über den Geschlechterstaat hinaus gestiegen zu sein.

Unter den arischen Kaukasjern haben Indier und Perser unzweifelhaft von der Geschlechterordnung den Ausgang ihrer staatlich-gesellschaftlichen Entwicklung genommen. In der attischen, vollends in der römischen Verfassung ältester Zeiten steht das Geschlecht im Vordergrund und für den Ausgang der Urzeit der Germanen hat ein so bedeutender Geschichtschreiber wie Sybel sogar den reinen Geschlechterstaat noch als vorhanden nachweisen wollen. Daß der älteste Staat der Griechen, der Römer von Geschlechtergedanken beherrscht gewesen sein muß, geht auch aus dem Namen der leitenden Vertreterschaft des Volkes hervor: die Bezeichnung *Gerusia*, Senat kann nur den Sinn einer Gemeinschaft der Geschlechterältesten haben.

Raum ein Zweifel: das Geschlecht war überall auf dem Erdenrunde die erste Form menschlicher Gemeinschaft und aus der Verbindung mehrerer, meist, wenn nicht immer zweier von diesen Urzellen ist der älteste Staat entstanden. Er zeichnet sich aus durch weitgehende Schonung einmal dieser seiner Grundbestandtheile, der Geschlechter, in ihrer Selbständigkeit und fast eben so sehr durch die gleiche Rücksichtnahme auf Stolz und Freiheit des Einzelnen. Die Menschheit hat viele Formen von Herrenjoch auf sich genommen, aber in das Licht der Geschichte ist sie nicht in knechtischem Zustand eingetreten. Dennoch hat schon die Urzeit die Anfänge der Einzelherrschaft entwickelt. Die Krime zu ihr hat selbst die Tlinkit- oder die Irokesen-Verfassung schon emporsprießen lassen; die irokesische war hierin bemerkenswerth weiter fortgeschritten als die des Kolumbianerstammes. Aber schon die rothe Rasse weist eine Fülle von Naturvölkern auf, in denen die Häuptlingschaft, die bei den Irokesen noch auf Theil- und Untertheilgeschlecht beschränkt ist und von den eigentlich staatlichen Einungen, von Völkerschaft und Stamm ängstlich ferngehalten erscheint, nun auch auf die weitere, nicht durch nächste Blutgemeinschaft zusammengehaltenen Verbände übergeht. Ja, mit der Ausdehnung des Machtbereiches geht hier und da auch eine Steigerung der Gewalt Hand in Hand. In nächster Nähe der Irokesen, in Nord- und Süd-Karolina, haben sich, zum Theil schon im siebenzehnten Jahrhundert beobachtet, Ansätze zu einer Selbstherrschaft gebildet: Häuptlinge, vor denen man niederfiel, andere, die körperliche Züchtigung verhängen durften, sind emporgekommen. In Südamerika findet man zahlreiche Seitenstücke. Afrika endlich ist recht die Heimath solcher Urzeiteinzelherrschaften verschiedenster Stufen. Oft nur Dorfhäuptlinge, die vielleicht nur Geschlechtsoberhäupter von etwas schärfer ausgeprägter Machtvollkommenheit sind, oft Herren mehrerer Völkerschaften oder gar Stämme, oft an den Beirath der Ältesten gebunden und ohne bemerkenswerthe Macht, oft zu grausam-herrischer Königsgewalt emporgestiegen, mögen doch auch sie auf dem selben Weg zu ihrer Stellung gekommen sein, der von der Entwicklungslinie der Tlinkit und Irokesen vor der Vollendung ihres Geschlechterstaates abzweigt oder der ihre Verlängerung darstellt, über das Ziel hinaus, das die Irokesen ihren Kriegshäuptlingen zu erreichen nie verstatet haben.

Gewiß: es giebt kaum eine Stufe der weltgeschichtlichen Entwicklung, die eine so große Mannichfaltigkeit von Unterstufen in Um- oder Abwegen darbietet; ihre Gesellschaftsordnung läßt sich dennoch mit einigen, wenn auch weiten und leisen Umrissen umfassen. Vunter noch wird das Bild, gedenkt man der wirthschaftlichen, der geistigen Zustände. Reine Jäger und Fischer, die gemeinhin als die untersten der Menschen gelten, aber auch solche, die, wie die Kolumbianer, bei dieser Wirthschaftsform zu Sesshaftigkeit und viel-

sach geregeltm Betrieb emporgestiegen sind; Jägervölker, die eben zu Ackerbau und fester Siedlung übergehen; noch schweifende Hirten- und wirkliche, angefessene Ackerbauvölker: sie alle sind auf dieser Stufe anzutreffen. Eine Thatsache, die zugleich einen guten Beweis dafür abgiebt, daß man auch hier nicht der marx'schen Schule folgen kann: denn während die eigentlich gesellschaftlichen Verhältnisse, während Familien- und Staatsverfassung einen festen und brauchbaren Rahmen für diese Stufe abgeben, bieten die wirtschaftlichen Zustände ein übel zersplittertes Bild dar: ja, einige ihrer Kennzeichen, zum Beispiel das des festen Ackerbaues, sind auch anderen, höheren Stufen gemein, so daß eine sichere Abgrenzung durch diesem Alter allein eigenthümliche Merkmale völlig unmöglich ist. Die Einwirkung der Wirtschaftsform könnte so stark gewesen sein, daß Unterarten des Geschlechterstaates und des Zwergkönigthumes durch sie — wenn nicht erzeugt, so doch — begünstigt wurden. Aber die eigentlich gesellschaftlichen Grundthatsachen sind zu stark, als daß man sie als Folgeergebniß der wirtschaftlichen ansehen dürfte. Der Nothtrieb ist in den Menschen dieser jungen Zeiten unvergleichlich viel stärker als der Erwerbtrieb.

Noch mannichsacher ist der Gesamtanblick des geistigen Schaffens dieser Stufe. Da, wo es sich zu seiner Gipfelleistung erhebt, im Glauben, bietet sich ein unerhörtes Reichthum von Gestalten dar, in den die kinderjunge Glaubenswissenschaft unserer Tage, gehemmt vor Allem durch christliche Befangenheit, noch wenig Ordnung gebracht hat. Daß dies Ziel erreicht werden könne, daß die Fülle der Gesichte sich auf wenige große Grundformen zurückführen lasse, daran ist nicht zu zweifeln. Ahnende Furcht vor den Verstorbenen ist heute schon als der am Stärksten sprudelnde, wenn nicht der ursprüngliche Quell aller überwirklichen Vorstellungen anzunehmen, wenn gleich die trüblichen Gestalten der Stein- und Baum- wie der Thierdienste sich in verwirrendem Getümmel herzubringen. Die Vergöttlichung verstorbener Helden und gar die Vermenschlichung der übermächtigen Naturkräfte, die Schöpfung des Gottesgedankens also in beiden möglichen Formen scheint das Erzeugniß einer höheren Unterstufe der Glaubenszeit zu sein. Sicher wird auch das noch weniger gelichtete Wirrsal der Formen urzeitlicher Kunst einmal geordnet werden; und es kann nicht geschehen ohne die thätige Beihilfe einer vom bunten Leben lernenden Kunstwissenschaft, die nicht allein auf die an sich gewiß auch nothwendige Spaltung und Abgrenzung der höchsten Begriffe nach Art der alten *Anthropologie* gerichtet ist, die selbe Begrifflichkeit vielmehr benutzt und auf Grund eines reichen Erfahrungsschatzes die einzelnen Gattungen der Tierkunst, der Schmutzlinie, der Tierfarben u. s. w. zu unterscheiden trachtet. Etwas mehr ist heute schon zur Ordnung der ältesten Erzeugnisse der Verstandesthätigkeit geschehen, die bei den Urzeitvölkern allein

reife Früchte getragen hat: der Werkzeugkunde, fast der einzigen, wenn auch ganz im werkschätigen Leben aufgehenden Wissenschaft jener Dämmerzeiten.

Was in so wenige Worte und Begriffsklammern gespannt werden kann, möchte dürftig erscheinen. Und doch ist die geistige Leistung der Urzeit eine ungeheure: wir sind ihr noch heute zu Dank verpflichtet. Es war natürlich nichts Geringses, die ersten und wichtigsten Werkzeuge zu erfinden; es ist fraglich, ob man den Erfinder des Dampfschluges mit dem des einfachen Urfluges auf eine Stufe stellen darf. Allein dem Einwand Nießsches gegen diese Hochschätzung, daß den ersten und einfachsten Erfindungen sehr oft der Zufall zu Hilfe gekommen sein möge, kann man nicht völlig Unrecht geben, Und jedenfalls verschwindet, was die Urzeit gebacht, neben Dem, was sie geschaut, geahnt, gebildet hat. Ungewiß und unbegrenzt, dunkel und räthselhaft war die Welt um diese Menschen: und so ist in ihnen alles ungewiß schwankende Schaffen des Geistes am Herrlichsten gediehen. Götter allüberall zu ahnen. Die besetzte und unbesetzte Natur sich durch halb vermenschlische, halb vergottende Umdeutung zu nähern und doch auch wieder in Furcht und Scheu von sich abzuweisen: Das war Stärke und Größe des Hirnlebens dieser Zeiten. Und die Menschheit hat so in dieser Kindheit einen unerschöpflichen Schatz unbewußten Künstlerthumes für alle ihrer späteren Lebensalter geschaffen. Wie nüchtern würde besonders unser nüchternes Zeitalter sein, wäre es nicht noch von einem zarten Goldglanz bestrahlt, der von dieser Morgenröthe ausging! Fast Alles, was Märchen ist in unserer Dichtung, unserem Glauben, ist Erbgut der Urzeit: eine kahle Graueit würde sich über unser junges Dasein legen, wollte man die süße Buntheit dieses kindhaft tiefen Fabulirens aus unserer Vergangenheit, unserer Gegenwart streichen.

Und noch Eins besaß die Urzeit, das uns wie ein verfunkenes, verlorenes Schatz scheinen mag, dem wir aber auch sehr starke Antriebe für die Zukunft unseres Geschlechtes entnehmen könnten. Der Mensch der Urzeit war noch rund, war noch ganz; alle seine Nachkommen haben ein Theil-Leben geführt und wir, die spätesten seiner Enkel, sind vollends zu Splittern geworden. Denn Dies ist der eigenthümlichste Grundzug des Urzeitmenschen: alle Kräfte sind in ihm verschmolzen, Glaube, Wissen, Bilden ist noch eine einzige Kraft des Geistes in ihm. Und so auch war sein Leben: wie der Trokese noch Freier, Edelmann und fast auch König in einer Person war, so daß es schwer hält, die Form seiner Verfassung genau zu bezeichnen, so war der Urzeitmensch oft Priester, Redner, Dichter, Künstler, Bauer, Krieger, — Alles in Einem. Wird uns noch ein Abend dämmern, an dem wir diese Kraft und Ganzheit des Menschheitmorgens wieder finden?

Schmargendorf.

Professor Dr. Kurt Bretzfig.



Pathologie der Ehe.*)

Der der Pathologie der Ehe in irgend einer Weise näher treten will, sei es auch nur, um vom Standpunkte des ärztlichen Hygienikers und Praktikers den Einfluß von Krankheiten auf die Berechtigung zur Eheschließung, auf Eheverlauf und Prognose genauer zu erforschen, wird kaum umhin können, sich zuvor mit dem vielumstrittenen Eheproblem selbst in seiner durch die heutigen sozialen und kulturellen Verhältnisse bedingten Gestaltung kritisch auseinanderzusetzen. Denn je nach der Auffassung, die man von Wesen und Bedeutung der Ehegemeinschaft als solcher mitbringt, wird man auch den Einfluß von Krankheiten — und namentlich gerade der so wichtigen und häufigen Nervenkrankheiten — auf die Störung und Vernichtung der Ehegemeinschaft höchst verschieden einschätzen. Ist doch von den durch altüberliefertes Herkommen geheiligten großen Institutionen, die die Menschheit sich im Lauf ihres geschichtlichen Daseins zu schaffen gewußt hat, kaum eine in unserer umwälzenden, alte Autoritäten stürzenden Zeit Gegenstand so heftiger grundsätzlicher Anfeindung und völliger Verwerfung gewesen wie gerade die Ehe. Man braucht kaum an die durch Bebel's weitverbreitetes Buch „Die Frau“ literarisch vertretenen Anschauungen der Dreimillionenpartei, die sich im unbestreitbaren Besitze der Zukunft wähnt, sondern nur an die in das moderne Denken so tiefe Furchen eingrabenden Lehren philosophischer und literarischer Größen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart zu erinnern. Auch für Den, der, ohne die Berechtigung gegnerischer Ansichten völlig zu leugnen, doch im Sinn der geschichtlichen Ueberlieferung positiv überzeugt an diese Fragen herantritt, läßt sich das in der Ehegemeinschaft stehende Problem von drei Standpunkten aus betrachten: von dem des Mannes, der Frau und des Kindes, der Nachkommenschaft. Der Staat mit den von ihm geschaffenen Rechtsinstitutionen hat die Ehe wohl immer wesentlich von dem letzten Standpunkt, dem der Nachkommenschaft, gewürdigt, der ihm ja auch naturgemäß der wichtigste sein mußte, als eine Institution „zur Erzeugung rechtmäßiger Kinder“ (ἐκ ἀνότου καὶ ὄνου γνησίου), wie die entsprechende altattische Rechtsformel lautete. Der Kirche war es um die Heiligung der Ehepacten, doch auch um die möglichst frühe Aneignung des Kindes zu thun; diese Zwecke wurden durch Erhebung der Ehe zum Sakrament und durch die eben so sakramentale Taufe des Neugeborenen erreicht. War demnach die Ehe im Sinn des Staates ein Rechtsinstitut, im Sinn der Kirche ein Sakrament, so wurde sie im Sinn der neben und über Beiden sich nach und nach bildenden Gesellschaft vorwiegend zum Geschäft, zu einer wohl assortirten Compagnie

*) Einleitung zu einer das Thema vom Standpunkte des Nervenarztes aus behandelnden Schrift.

für das Leben und natürlich zugleich zu dem gesetzlich funktionirten und deshalb bequemsten, für das weibliche Publikum der besseren Stände allein gangbaren Wege der „legitimen“ Geschlechtsbefriedigung. So durfte wohl Nietzsche-Zarathustra Das, „was die Vielzuvielen Ehe nennen“, als „diese Armuth der Seele zu Zweien, diesen Schmutz der Seele zu Zweien, dies erbärmliche Behagen der Seele zu Zweien“ befeuern, während er in der Ehe im höchsten Sinn den Willen feierte, „das Eine zu schaffen, das mehr ist, als Die es schufen“.

Inmitten all dieser Kämpfe und Wandlungen hat das große menschheitliche Problem der Ehe nie aufgehört, die Aufmerksamkeit scharfblickender Denker und Beobachter von psychologischer, ethnologischer und soziologischer Seite auf sich zu lenken. Vom Standpunkte der Rechts- und Kirchenlehre, der Medizin und Hygiene, der Politik und Wirtschaftslehre, der Anthropologie und Kulturgeschichte ist man unermüdblich an dieses jede neue Generation der Menschheit in gleicher Weise ergreifende und fesselnde Thema herangetreten. Skeptiker wie Montaigne und Stendhal, realistische Sittenschilderer wie Balzac, Idealisten wie Michelet, ästhetische Quietisten wie Tolstoi und unzählige Andere haben ihm ihren Geist und ihre Feder geliehen; und was in Erzählung und Drama, die ja von ihm von Alters her beherrscht werden, zur Verherrlichung und Diskreditirung der Ehe Gutes und Minderwerthiges geleistet worden ist, würde, zusammengestellt, nicht Bände, sondern ganze Bibliotheken erfüllen. Von den Büchern Ruth und Esther, von dem Hohen Lied und Sakuntala, von den Artusbüchern und den Legenden der Heiligen Genoveva bis zu Othello, dem Arzt seiner Ehre, Don Juan, zu den Wahlverwandtschaften und Madame Bovary, von Euripides zu Molière, Goldoni, dem jüngeren Dumas, Hebbel und Ibsen, von Boccaccio bis zu Maupassant: welche ungeheuren Wandlungen, welche zeitlichen und räumlichen Gegensätze der Ehe-Anschauungen, die im Riesenspiegel der Weltliteratur vor unseren Augen vorbeiziehen, wie im Herzenspiegel Macbeths die unendliche Reihe der Könige aus Banquos Geschlecht!

Von all diesen — nur zum Theil wirklich überwundenen — gegensätzlichen Richtungen, von allem Schutt, den der Strom geschichtlicher Entwicklung auch auf diesem Gebiet fort und fort ablagert, machen sich die Niederschläge in den mit einander ringenden Anschauungen und Gefühlen, in den weiter als je auseinanderstrebenden Denkrichtungen unserer Zeit nur allzu sehr fühlbar. Denn was ist und in welchem Licht erscheint unendlich Vielen, die sich „modern“ dünken und es vielleicht auch sind, heutzutage die Ehe? Diesen als eine überlebte, staubige und zopfige Rechtsinstitution, die „für die geschwollenen, erdrosselten, korrigirten, verkehrten, zum „Business“, als vortheilhafte Anpassung in dem unbequemen und unvermeidlichen Dasein-

kampf, als Compagniegeschäft zweier Egoisten, mit möglichst beschränkter Haftpflicht der Einzelnen und möglichst leicht kündbar. Den Allerwenigsten wohl noch im Sinn religiös-ethischer Betrachtung, als die von Gott und von der Natur gewollte Form höchster und innigster persönlicher Lebensgemeinschaft, als eine Schule gegenseitiger Hingebung und Selbsterziehung in der selbstverleugnenden Fürsorge und liebenden Theilnahme für den erwählten Genossen. Konsequent wie immer, hat freilich die katholische Kirche bis zum heutigen Tage an dem sakramentalen Charakter und an der prinzipiellen Unauflösbarkeit der Ehe festgehalten, während der Protestantismus auch hier in der Halbheit stecken geblieben ist und der sich als „christlich“ gebende Staat längst aus Opportunitätsrücksichten fast überall den Weg der Civilehe und der erleichterten Ehetrennung einzuschlagen für nützlich befunden hat. Dem kühl blickenden Betrachter menschlicher Unvollkommenheiten scheint die Ehe in allen ihren heutigen Ab- und Ausartungen wohl noch das kleinere oder kleinste von allen als Surrogat denkbaren Uebeln, aber immerhin ein Uebel; dem ganz auf sich selbst gestellten modernen Autonomismus, dem keine einengende Schranke duldbenden Unabhängigkeitsdrang, der sich gegen Moral und Gesetz in stolzem Promethidentrog aufbäumt, ist die Ehe mit dem ganzen ihr anhaftenden Gefolge altruistischer oder wenigstens dualistischer Forderungen etwas Unnatürliches, im Grunde ganz Unbegreifliches, völlig Sinn- und Zweckwidriges. Die *naïf*-sinnliche Anschauung mag es immer noch mit dem altfranzösischen Reimwort erhalten: „Boire, manger, coucher ensemble, c'est mariage, ce me semble“ — einer Auffassung der Ehe, die ja übrigens in der Scheidung von „Tisch und Bett“ gewissermaßen offizielle Bestätigung findet — und satirischer Hang mag immer noch an Logaus scharfgespigtem Epigramm: „Was ist die Ehe denn? Sie ist ein Vogelhaus. Die draußen, wolln herein, Die drin' sind, wolln heraus“ oder an des (spät und schlecht verheiratheten) Talleyrand „union de deux mauvaises humeurs pendant le jour et de deux mauvaises odeurs pendant la nuit“ schmunzelnde Freude haben. Unzählige haben ja von je her auf Kosten der Ehe ihren Witz geübt und Schalen voll mehr oder minder geistvollen Spottes darüber ausgegossen, von Aristophanes, den man leider nicht citiren kann, bis zu Ludwig Fulda, den zu citiren kaum lohnt, mit seiner „milden Kaltwasserkur der Ehe“, durch die die voraufgegangene „akute Nervenkrankheit der Liebe“ geheilt wird. Man kann auch den augenblicklich so beliebten Oscar Wilde citiren: „Die Männer heirathen, weil sie müde, die Frauen, weil sie neugierig sind; Beide werden enttäuscht.“

Erufter zu nehmen als solche elegant frivole Nichtigkeiten sind zwei konsequent vorgehende, übrigens aus ganz entgegengesetzten Lagern stammende Angriffe. Der eine entnimmt sein Rüstzeug dem Waffenmaterial des in der

neueren und neuesten Literatur stark vertretenen extremen Individualismus, eines das eigene Ich zum Weltmittelpunkt erhebenden, jede altruistische Regung als thörichte Empfindsamkeit verlassenden oder verabscheuenden egocentrischen Absolutismus. Wenn dieser alle sozialen Pflichten und Rechtsordnungen im Prinzip leugnende, die Gesellschaft wieder in Atome zerstückelnde sittliche Anarchismus auch in thörichter Selbstverblendung weit über das Ziel hinauschießt und bei konsequenter Durchführung unerbittlich dem Fluch oder der Lächerlichkeit des angestrebten „Uebermenschenthumes“ verfallen müßte, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß gerade unserer Zeit eine Ueberfülle problematischer Naturen eigen ist, die entweder wirklich von so echtem und starken Selbständigkeitsdrang oder — öfter — von so massenhaft empfundenen kleinlichen Selbständigkeitsgelüsten angekränkt sind, daß sie das Band der Ehe im ersten Fall zersprengen, im zweiten unaufhörlich daran rütteln, in beiden Fällen aber als subjektiv unerträglich empfinden. Von den Einen mag Zarathustras viel mißbrauchtes Wort gelten: „Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe mich“; von den Anderen das Wort des selben Weisen: „Viele kurze Thorheiten: Das heißt bei Euch Liebe. Und Eure Ehe macht vielen kurzen Thorheiten ein Ende als eine lange Dummheit.“ Man könnte noch den Ausspruch anreihen: „Sacht mir nicht über solche Ehen! Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?“

Wenn sich für die aus solchen Kreisen herflammende Entrüstungspolemik gegen die Ehe in der unserer heutigen Ueberkultur entsprossenen Unrast und Nervosität unserer Zeitgenossen der entsprechende physiologische und psychologische Untergrund von selbst bietet, so möchte man dagegen bei dem von ganz entgegengesetzter Seite ausgehenden Ansturm fast an einen atavistischen Rückschlag in scheinbar längst verschüttete Geistesbahnen zu denken geneigt sein. Diese Angriffe ergehen nämlich zum Theil im Namen eines sich mit krankhafter Einseitigkeit betonenden sinn- und naturfeindlichen moralischen Imperativs, der sich bei gewissen — und nicht den schlechtesten — Naturen bis zu einem weltfernen, weltflüchtigen Quietismus und Asketismus steigert; wofür uns die so reine, der Verehrung so würdige Persönlichkeit Tolstois in seinem späteren literarischen Schaffen das sichtbarste Beispiel darbietet. Man braucht nur an die vielgelesene, vielumstrittene und in beschränkten Köpfen verhängnisvoll nachwirkende „Kreuzersonate“ zu erinnern. Wenn Tolstoi — in offenbar mißverständlicher Auffassung eines auf die Person Christi zurückgeführten Ausspruchs — hier und in anderen Werken geschlechtliche Reinheit und Enthaltung auch für Erwachsene, auch in der Ehe als ideale Forderung hinstellt, so berührt er sich dabei freilich mit jener mönchischen Richtung der mittelalterlichen Kirche, die der gesammten Geistlichkeit den Coelibat als eine höhere und reinere Lebensform aufzwang und die einen

Heinrich den Zweiten wegen der in seiner Ehe mit Kunigunde angeblich geübten Keuschheit sogar zum Rang eines Heiligen emporhob; aber auch wieder mit gewissen modernsten Tendenzen und Richtungen und den Schlagwörtern eines zum Theil direkt ins Pathologische übergreifenden Pessimismus und Nihilismus. Um auch hierfür ein jüngstes literarisches Beispiel zu geben, sei an den von Kurnig in ein System gebrachten „Neo-Nihilismus“ erinnert, dessen *ceterum censeo* darin besteht, daß die Verneinung des Willens zum Leben, wie sie Buddha und Schopenhauer lehrten, in der freiwilligen Verleugnung des Zeugungstriebes ihren adäquaten Ausdruck finden müsse, und der folgerichtig die Erzeugung von Nachkommenschaft als einen Akt höchster Unnützlichkeits, als eine gegen das ins Leben gerufene Geschlecht bezogene, nicht gut zu machende Grausamkeit verwirft und verabscheut. Hier ist also der volle Gegenpol auch zu Zarathustra, dem im zu erzielenden Reinde der künftige Uebermensch, der Erlöser, vorschwebte: „Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Reinde sehne. Lebende Denkmale sollst Du bauen Deinem Sieg und Deiner Befreiung.“ „Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinaus! Dazu helfe Dir der Garten der Ehe.“ Aber mit dem Neo-Nihilismus und verwandten Bestrebungen sind wir wohl überhaupt an den Grenzen des Verstandes und des Verständlichen angelangt und nähern uns schon dem Bereich krankhaft veränderter Lebensbedingungen und Formen, die in die Biopathologie der Ehe gehören.

Allen diesen und ähnlichen Tagesströmungen gegenüber dürfen wir fürs Erste an der freilich banalen Ueberzeugung festhalten, daß die Ehe, wie sie nun einmal ist und sein muß, mit ihren menschlich-irdischen Mängeln und Unvollkommenheiten doch unendlich viel für die materielle und ideelle Bereicherung der Menschheit geleistet hat und immer noch leistet; daß es überflüssig und sinnlos ist, über ihre Berechtigung zu streiten, weil, wenn man sie heute wegdekretiren könnte, man sie, gleich dem von der französischen Revolution abgesetzten Gott, morgen wieder einzuführen gezwungen wäre; und daß es sich, wie fast überall, so auch hier, den bestehenden Schäden gegenüber nicht um eine grundstürzende Umwälzung, sondern nur um ein schonendes Bessern, im ärztlichen Sinn nicht um eine Radikaloperation, sondern um eine konservirende, zugleich mildernde und kräftigende Therapie handelt. An dieser Ueberzeugung brauchen wir auch nicht irr zu werden, wenn wir das so überaus wichtige und folgenschwere Verhältniß zwischen Ehe und Nervenkrankheiten empirisch festzulegen und Schlüsse für das praktische Handeln daraus herzuleiten bemüht sind.

Ich darf mich wohl der Uebereinstimmung mit vielen und gewiß nicht den schlechtesten Beobachtern versichert halten, wenn ich gerade nach dieser

Richtung in der Ehe, wie sie sein sollte, einen unzweifelhaft äußerst bedeutamen Faktor der Verhütung und nicht selten auch der Heilung erblicke: ein unergleichliches und unerseßliches Moment der Selbsterziehung und der mit unbewußter Naturgewalt wirkenden gegenseitigen Erziehung. Mag dabei die echte Liebe, die „Alles trägt, Alles duldet“, oder mögen nur Gefühle des Wohlwollens, der Achtung, der Sympathie, ja, auch nur die Einflüsse der Gewohnheit und geschuldeter gesellschaftlicher Rücksicht in entscheidender Weise mitwirken. Die Ehe ist immerhin auch unter den jetzigen Verhältnissen eine nicht zu unterschätzende Macht für die Erzeugung und Vermehrfältigung altruistischer Gefühle und in weiterem Wirkungsbereich für die vollere Ausreifung des Denkens und Willens, für die Ausgestaltung des gesammten Charakters. Dieser individual-psychologische, ethisch-pädagogische Werth der Ehe ist unstreitig für beide Ehegenossen, in erster Reihe aber doch für den weiblichen von höchster Bedeutung. Man kann sagen, daß für den im Allgemeinen schon fertiger, durch Erziehung und Leben gehärteter und geprüfter in die Ehe eintretenden Mann diese freilich auch eine vortreffliche Schule altruistischer Bethätigung, liebevoller Anpassung in Geduld, Rücksicht und Selbstentäußerung ist oder doch sein kann und sein soll; daß aber für die Frau die Ehe überhaupt erst die Vollreife, die Vollendung und Verwirklichung der Eigenpersönlichkeit bedeutet, die sich außerhalb der Ehe jedenfalls weit seltener und schwieriger und dann vielfach in den nicht gerade angenehmen und sympathischen Formen des (übrigens oft entschieden zu Unrecht gelästerten) Alzungeenthumes als ungenießbare Spätfrucht entwickelt. Denn zum Theil sind es doch gerade, wie nicht zu verkennen ist, die physiologischen Bedingungen des Ehelebens, physische Liebe und Mutterschaft, die auf die noch entwicklungsfähige weibliche Psyche als mächtig erregender und befruchtender Reiz wirken und deren Wegfall mit einer wenigstens nach gewissen Seiten mangelhafteren Ausbildung des Charakters und der Persönlichkeit einherzugehen pflegt. Um so auffallender muß es erscheinen, daß neuerdings bei vielen und sogar geistig hochstehenden Vertreterinnen des Frauengeschlechtes, in anderen Ländern und bei uns, ein Zug merkbar wird, der sich den früher besprochenen astetischen, auf geschlechtliche Reinheit und Abstinenz abzielenden Bestrebungen in gewissem Sinn annähert. Wenn auch früher schon die Zahl der Frauen nicht gering war, die aus eigensüchtigen Gründen die Lasten der Schwangerschaft und Entbindung, die Pflichten der Mutterschaft von sich fern zu halten suchten — wie es, zum Beispiel, den Amerikanerinnen der höheren Stände vielfach zum Vorwurf gemacht wurde —, so waren diese Frauen doch der mit den nöthigen Kautelen umgebenden physischen Liebe an sich nicht abgeneigt; und auch nicht unserer Zeit erst blieb es vorbehalten, in der Stille des Privatlebens wie in der literarischen Oeffentlichkeit weiblichen Typen zu begegnen, von denen

die innerhalb der natürlichen Geschlechtsbestimmung liegenden Funktionen keineswegs freudig angenommen, vielmehr gefürchtet, gemieden, sogar mit einem gewissen ästhetischen und moralischen Abscheu betrachtet wurden. Molière hat solche Typen in den „*Précieuses ridicules*“ geschildert. Freilich ist es auch ihnen nicht rechter Ernst, sie posiren nur mit dem geäußerten Abscheu gegen den gräßlichen Gedanken, „*de coucher contre un homme vraiment nu*“; und auch andere dramatische Spielarten der nämlichen Richtung, Shakespeares Prinzessin von Navarra mit ihren Hofdamen, Moretos Donna Diana und Bernsteins jugendliche Märchenkönigin sind, wenn nur die Rechten kommen, leicht und rasch genug bekehrbar. Auf der anderen Seite haben uns die Dramatiker — nicht erst Ibsen in „*Nora*“, sondern fast ein Menschenalter vor ihm schon Gutzkow in der Titelheldin seiner 1856 aufgeführten „*Ella Rose*“ — Frauen vorgeführt, die mit gutem Recht die Flucht aus der Ehe wählten und ihrer innersten Natur gemäß wählen mußten, weil ihnen die eigene Ehe nicht genügte, weil sie ihnen für ihre geistige Fortentwicklung, für den Drang, sich auszuleben, zu eng erschien und dieser Enge wegen zur unerträglichen Qual wurde. „Ist die Ehe zu eng, so wird sie ein Fluch“: in diesen Worten spricht Gutzkow in einem an Titus Ulrich gerichteten Brief den letzten Gedanken seiner Heldin aus; und mit ähnlicher Wendung entflieht ja auch Nora aus dem „*Puppenheim*“ ihrer Ehe. Aber was wir (und mehr als Andere wir Aerzte) neuerdings nicht selten zu sehen und aus Frauenmund zu hören bekommen, ist nicht nur Auflehnung gegen geistige Einschnürung und Unterdrückung in der Ehe, sondern es ist, wie gesagt, Widerwille und Empörung gegen die Geltendmachung ihrer unerläßlichen physischen Anforderungen, — und zwar nicht etwa aus dem mimosenhaften Schamgefühl einer Rhodope und verwandten Motiven heraus, sondern aus ganz anderen, auf dem Gebiet neuerwachter dunkler Freiheitgelüste und kampflustiger Abwehr gegen naturgemäße männliche Prärogative liegenden Impulsen. So berühren sich diese Bestrebungen wohl scheinbar zufällig mit denen des früher geschilderten Aftetismus; in höherem Grade aber und von ihrer Wurzel her mit jenen des pflichten- und autoritätlosen, nur die Autonomie des eigenen Ich anerkennenden Individualismus. Und wie bei diesen, wird auch bei jenen dafür gesorgt werden, daß sie nicht zu äppig emporschließen, daß die Bäume dieser radikalsten Frauenrechtlerinnen so wenig in den Himmel wachsen wie die ihrer antiken Vorgängerinnen, der männerbestreitenden Amazonen, der wackeren Hypsiptrata und der Ekkestazusen des Aristophanes.

Auch noch auf andere Richtungen ließe sich hinweisen, die innerhalb der modernen Frauenbewegung theils von der Ehe wegdrängen, theils in der Ehe selbst als auflösendes und zersetzendes Ferment wirken. Es sei nur der in den größeren Organisationen der Frauenbewegung mehr und mehr

erstarrenden Richtung gedacht, die in den Konflikten zwischen wirtschaftlicher Selbständigkeit und Bedeutung der Frau auf der einen und den durch die Mutterschaft umschlossenen natürlichen Aufgaben der Frau auf der anderen Seite entschieden für jene Partei ergreift und sie in der Beachtung und Verwertung so weit voranstellt, daß die anderen dagegen fast völlig verschwinden; für die „geistige“ Arbeit, als die unendlich höhere Kulturwerthe schaffende, wird vor den vermeintlich niedrigeren Aufgaben des Hausfrauen- und Mutterthumes unbedingter Vorrang beansprucht. Gegen das Irthümliche und Verkehrte solcher Auffassung haben freilich Frauen, wie Laura Marholm und neuerdings Marie Diers, Protest eingelegt und mit Recht darauf hingewiesen, daß die vermeintlich neu geschaffenen hohen Kulturwerthe doch einseitigen sehr problematischer Art seien und daß übrigens die gewiß anzustrebende materielle Selbständigkeit der Frau nicht um ihrer selbst willen, nicht als höchster und letzter Zweck, sondern nur als Vorbedingung für die Erfüllung der von der Natur gestellten Aufgaben und Pflichten ins Auge gefaßt werden dürfe.

So gelangen wir auch von dieser Seite wieder zu einer Anerkennung der Ehe, in der sich die auf Hausfrauenthum und Mutterschaft bezüglichen Rechte und Pflichten der Frau vorläufig noch in der wünschenswertesten Weise verwirklichen. Und so scheinen alle Wege der Betrachtung in einer nicht gerade apologetischen, aber doch das Für und Wider behutsam bemessenden Werthschätzung der Ehe vorläufig zu münden. Nach wie vor und seit Jahrhunderten bietet sie immer noch den einzigen als allgemein gangbar erfundenen Weg, um das geschlechtliche Leben dauernd zu adeln, es altruistischen Zielen, höheren ethischen und sozialen Aufgaben dienstbar zu machen und den gewaltigsten aller Naturtriebe als Motor der vorwärtsdringenden kulturellen Entwicklung ein- und unterzuordnen. Was die Ehe als Kulturfaktor der Menschheit im Ganzen geleistet hat, steht auf allen Blättern der Geschichte verzeichnet. Was sie für das Wohl und Weh der Einzelnen bedeutet, darüber giebt Jedem, der scharf zu beobachten und das Beobachtete zu deuten versteht, die tägliche Erfahrung, darüber geben freilich auch die Spalten unserer Presseorgane mit ihren schonungslos die Nachtseiten des Ehelebens aufdeckenden Berichten über alle möglichen Ehekalamitäten, Eheirrungen und Ehescheidungen Tag für Tag lehrreiche Auskunft. In noch größerem Umfang bietet sich dem Arzt, vor Allem dem Nerven- und Seelenarzt, weit über eigenes Wollen und Wünschen hinaus zuströmende Gelegenheit, in die verborgensten Geheimnisse des Ehelebens zu blicken und den Schleier von Mysterien zu lüften, die nur zu oft Schande und Schmach, oft Elend und Krankheit hinter glänzender Außenseite und selbstbewußten Formen des Auftretens mit wohlberedneter Täuschung zu verhüllen bemüht sind.

Professor Dr. Albert Gulenburg.

Dunfle Gewalten.

Dem Gnadenwa. o. Kennt Ihr keine Kirchen ohne Priester, keine unausgebaute Häuser, die Gasthöfe, die verodet sind, die Bänke, die verfault und morsch auf verwaehrlosten Wegen stehen, die düsteren Tannengruppen, die halbvertrocknetes Gestrüpp umwuchert? Bernahmt Ihr nie den melancholischen Ruf der Unken aus schlammigen Tümpeln, die Schatten verbergen? Kennt Ihr die heimlichen Stellen, die jäh und unvermittelt in dunkelgrünen Abgründen enden, die Wege, neben denen ein Rascheln hinkäuft, als ob Jemand gebüct im Gesträuch hinschliche? Kennt Ihr den glimmenden Blick des Uhus, der in unzugänglichen Felslöchern haust, kennt Ihr diese Felswände, die nackt und brohend in die Wolken sich erheben, den Bettelwurf, an dem der Frühling mit abgewandtem Haupt vorüberschreitet, von dessen Faden der Schnee hinabgleitet, um nicht hier weilen zu müssen?

Hier, in dieser Oede, von Gefahren umgeben, hart am Vergelände, haust Mathias Gleispacher, der Bauer. Ein armer Teufel. Weshalb steigt er nicht hinab in das sonnige Juntal und beginnt da, ein neues Leben zu gründen, oder sucht Absam auf, wo die Glocken von Hall so wunderbar herüberdönen und die silbernen Gletscher des Stubai niederflimmern? Nein: in dem düsteren Haus am Fuß des Karwendels war er geboren; hier wollte er hausen, hier sterben. Der felsige Boden war so hartnäckig, so geizig; mit Mühe ließ er sich ein paar Kohlköpfe, ein Bißchen saures Obst, mageres Korn abgewinnen. Aber der Gleispacher arbeitete unermüdblich mit Hacke und Spaten und grub und schaufelte um und plagte sich und zwang die Scholle, daß sie das Nöthigste hergab.

Die Kuh und die zwei Ziegen fanden reichlich Futter. Es wäre ja gegangen. Da fiel ihm plöplich ein, sich aus Sanct Margalena ein ganz armes Mädchen zu holen, eine mit dunklen Augen und goldbraunem Teint; war wohl ein Tropfen itallischen Blutes in ihren Adern. Die setzte er in das dürtige Haus. Glaubst nicht, daß alle Frauen mit Bluthaugen herrschsüchtig und jäh sind! Man findet die hingebendsten, weichherzigsten unter ihnen. Clina arbeitete stumm und willig wie eine Sklavin. Nach einem Jahr wiegte sie ein Kindlein im Arm. Es war fast, als wollte ein Schimmer von Glück in dieses düstere Haus einziehen, das so dringend des Anstriches und der Reparaturen bedurft hätte.

Das Kindlein erfüllte die Räume mit seinem Geplauder und die Mutter sang ihm Lieber voll fremdartigen Wohllautes. Das zweite Knäblein erhielt die armsälligen Windeln des ersten und balgte sich mit seinem Brüderlein und Beide schrien um die Weite. Die Mutter stand früh um drei Uhr auf und ging als die Letzte zu Bett. Weshalb auch nicht? Sie konnte es nicht besser, als sich zu rackern und zu schusten. Das ging so fort, bis ein kleines Mädchen ankam.

Warum schien an diesem Tag die Sonne so sanft, warum neigten die Bäume leise die Häupter, als ob Gott, der Herr, selbst durch den Wald Schritte mit leise segnenden Händen? Und es war doch nicht er, sondern ein finsterner Schatten, der über die Wege glitt, eine dunkel verummante Gestalt, die noch unerkannt bleiben wollte: das Verhängniß ..

Nochburga war ihrer Mutter Herzblättchen. Ihr verrieth sie Alles, was

sie an innerlichen Kankungen und Erlebnissen durchmachte. Als Rothburga noch ganz klein war und auf dem Boden umhertrotzte, nahm die Mutter sie in freien Bierelständen auf den Schoß und erzählte ihr Geschichten, in denen Weh weinte und geträufelte Hoffnungen wie verwelkte Blumen die Häupter senkten; oder sie erzählte solche, die durchflungen waren von einer tiefen, heißen Sehnsucht. Verstand Rothburga die Mutter? Kaum. Wie sollte ein so junges Kindlein den Kammer eines reifen Menschenherzens begreifen können? Und doch: ihre Augen hingen manchmal so verständig, so voll mitfühlender Theilnahme an den Zügen der Mutter. Was Oliva so sehnsüchtig begehrte? Mehr Bärtlichkeit von ihrem Mann wünschte sie sich, ab und zu ein gutes Wort, ein kleines Lob, wenn sie sich besonders müd gearbeitet hatte. Er war so wortkarg und immer verschlossen und streng. Und was ihr besonders wehthat: die beiden Jungen getriethen ihm ganz nach. Sie besaßen die selben finsternen Stirnen, den schweigsamen Mund wie er. Nur ihr Herzgenkind, ihre Rothburga hatte Sonne in den großen hellen Augen, in diesen seltsamen Augen, die bis ins Innerste branzen, klug wie die eines Erwachsenen. Rothburga wurde ein Kind, das lächelte, — etwas unendlich Seltenes bei Kindern, die meist nur lachen oder weinen können.

Sie erhielt noch verschiedene Schwesterchen und Brüderchen. Der Bauer arbeitete immer rastlos; was diese kleinen Mäuler Alles verschlangen! Und Oliva stand ihm treu zur Seite.

Es ist ja kein Wunder, daß ein Mensch, der zwölf Stunden wie ein Thier am Joch der Arbeit zieht, wenn er endlich halbtot vor Ermüdung auf seinen Strohsack sinkt, Ruhe haben will. Aber da war das Jüngste, ein kränkliches Kind; das schrie Tage und Nächte lang. Die Mutter und Rothburga standen unerbrossen in der Nacht auf und stöhnten ihm Milch ein und trugen es umher. Es mußte wohl ein grimmer Schmerz in den kleinen Eingeweiden wühlen, denn das Dienlein wollte sich nicht beruhigen lassen und besonders in den Nächten weinte es ganz jämmerlich. Da geschah es einmal, daß Gleispacher, der in dieser Nacht schon mehrere Male in Folge des durchdringenden Weinens erweckt wurde, gereizt aufstand und zur Wiege sprang. Rothburga kam hinter ihm hergeeilt, doch er war ihr zuvorgekommen, riß das Kind aus den Klissen, schwang es zornig in die Höhe und . . . In diesem Augenblick ertönte ein gräßlicher Schrei neben ihm. Hatte Rothburga wirklich „Mörder!“ gerufen oder riefen es nur ihre Augen, die so entsetzt an ihm hingen, daß er selbst erschreckt zurückwich?

Er hatte ja nicht im Entferntesten daran gedacht, dem Kinde ein Leid anzuthun; er hätte es, wenn auch unsanft, aber ganz sicher in die Wiege zurückgelegt. Rothburga aber . . . Was hatte sie erwartet?

Ihn schwindelte. Seine arme, beschränkte Phantasie fing an, sich bang zu fragen, ob er denn am Ende wirklich das Schreckliche vollbracht hätte, wenn Rothburga ihm nicht in den Arm gefallen wäre. Mit einem Fluch auf dem Lippen kehrte er ins Bett zurück. Das Kind wurde still; er aber fand keinen Schlaf mehr. Er warf sich unruhig von einer Seite auf die andere, er dachte Gedanken, die er nie gedacht, er quälte sich, er versuchte, verschlossene Thüren seines Inneren zu öffnen, hinter denen allerlei Dunkles lag, das ihm bis jetzt fremd geblieben war.

Früher als sonst ging er, ermüdet und übernächtigt, auf seinen Acker hinaus und bohrte das Eisen in die Erde. Um neun Uhr kam Nothburga und brachte ihm das Frühstück. Er wollte es vermeiden, sie anzublicken, aber ein magischer Zwang bewog ihn, die Augen in ihr Antlitz zu richten. Sie reichte ihm den Topf mit Kaffee und das Stück Brot hin; schnell, hastig, das Kinn auf die Brust gesenkt, wollte sie sich entfernen. Da rief er sie beim Namen. Ihre Wimpern schlugen sich zu ihm auf, erschreckt, abwehrend. Heißes Roth überflog sein Gesicht; dann befahl er ihr finster, zu gehen. Sie eilte fort.

Er stand einen Augenblick auf den Spaten gestützt; über seiner Nasenwurzel gruben sich Furchen ein; kalt und heiß strich es über seinen Rücken.

Aber die Kinder brauchten Brot; da gab's keine Zeit zum Grübeln. Er spuckte sich in die Hände und arbeitete weiter. Das Grübeln konnte man ja am Feiertabend oder während der Nacht besorgen.

Oliva verdoppelte ihren Fleiß; sie schien sich zu Tod arbeiten zu wollen. Schon lange war der letzte Schimmer der Jugendlichkeit von ihr gewichen und sie glich einer ausgezehrtten Matrone. Weniger die Sorge um die Kinder: die Furchen auf ihres Mannes Stirn war es, was sie zu so sicherhaftem Schaffen antrieb. Wachte sie nicht, daß es Steinen giebt, die nie lächeln können, selbst nicht im Glück? Und das war ihm längst entfremdet auf seiner tropigen Erdscholle, die mit ihren Gaben so geizte. Wovon sollte er diese Schaar hungriger Kinder satt machen, deren Mutter — Das verrathen ihre schwindbüchtigen Züge — sich bald zum ewigen Schlummer niederlegen würde? Weshalb hatte er sich auch die Kermise ausgesucht? Wo war jetzt ihre Schdnheit, die ihn damals bethört hatte?

Solche Grübeleien vermochten ihn nicht heiterer zu machen, doch sie beschwerten wenigstens sein Gewissen nicht; denn er mußte sich sagen, daß er Alles that, was in seiner Macht lag, um den Seinen die Noth fern zu halten.

Aber da . . . Da kam das Andere.

Beim Mittagbrot ißt. Er legt den Vössel hin; er möchte wohl noch die paar Kartoffeln aus der Milch fischen und verzehren, doch die Kinder machen ein Geschrei und verlangen nach mehr. Da legt er denn den Vössel weg, er, der immer ein guter Vater ist.

Wer nöthigt ihn, den Blick über den Tisch hinüber zu richten? Sucht er, wie ein Schulknabe, Billigung, Anerkennung oder möchte er sich rechtfertigen: Siehe, ich bin nicht so, wie Du denkst? Versuchte Wimpern da drüben, die sich schnell und ängstlich senken! Versuchtes Erschrecken, das ihn immer wieder und wieder an den einen Augenblick der Ungebuld erinnert!

Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Da ist er wieder, der entschulte Blick, der Blick, der Mörder geschrien hat.

Mörder!

Er geht an den Stellen hin, die jäh in die Tiefe stürzen, den Rechen müßig über die Schulter geworfen. Mörder! Ob er wirklich zum Mörder geworden wäre, wenn sie ihm damals nicht rechtzeitig das Kind entrißen hätte? Sein Verstand bäumt sich auf, aber die grünen Lämpel dort unter den Schatten schauen ihn mit ihren blinden Augen so sonderbar an. Wer kann's wissen? So Mancherlei ruht in Einem. Sagt nicht selbst die Schrift: Wer fest sieht, sehe zu, daß er nicht falle? Herr des Himmels! Weispacher wischt sich den Schweiß

von der Stern, rennt auf sein Feld und arbeitet, bis er erschöpft auf die harte Erde hinstinkt.

Abends vorm Einschlafen kriechen sie wieder hervor aus den Ecken und Winkeln seiner Seele, die dunklen Vorstellungen . . .

Oliva legte sich wirklich im Frühling zum ewigen Schlummer hin. Und nun war er allein mit den Kindern. Rothburga, obwohl erst vierzehnjährig, versorgte die Geschwister, die nach Sankt Michael in die Schule gingen. Rothburga war hochgewachsen und sah gar nicht aus wie eines Bauern Tochter. Sie war immer bleich und still und trug das Köpflein gesenkt. Nur selten schlug sie die Wimpern auf. In einer der verlassenen Kapellen, vor einem vom Alter geschwärztem Marienbild verbrachte sie manche Stunde. Was für Zwiesprach hat sie da gehalten? Was erbat sie sich wohl? Hat sie für sich gebetet?

Ihre Geschwister hingen sehr an ihr; sie war ja der einzige Mensch, der für sie sorgte, denn seit Mutters Tod war der Vater ganz unzugänglich geworden. Schroff, finsterner denn je war er geworden. Er und Rothburga meiden einander ängstlich. Wenn er nothgedrungen zu ihr sprechen muß, sieht er fort von ihr. Die kürzliche Mahlzeit, während der sie beisammen sein müssen, beschränken sie auf die kürzeste Dauer. Nur der Zufall vollbringt es manchmal, daß sie Auge in Auge vor einander stehen. Dann flattern zwei ängstliche Blicke über seine hinweg, über seine, die sich jener Angst zu freuen scheinen.

Das ist ein böses Anzeichen, Weispacher! Noch vor einem Jahr kränkte es Dich und nagte an Deinem Herzen. Ein neues Moment ist in Dein Leben getreten. Wenn Rothburga Dich jetzt an der Hand ergriffe und sagte: „Du armer, zermarterter Geist, lehre um von den Wegen Deines finsternen Nachdenkens! Auch für Dich ist Christus gestorben, auch Deine Seele hat er erlöst! Du bist gut und rechtlich, glaube daran!“

Das geschieht aber nicht. Sie verriegelt ihre Thür abends, wenn sie zur Ruhe geht. Drei Geschwister schlafen mit ihr, und wenn sie ihm in der dunklen Hausflur begegnet, drückt sie sich scheu an die Wand.

Da kommt ein Sommer, brennender als Feuer, ausdorrrender als Feuer. Die Fliegen und Insekten sind wie rasend und stechen voll aufgeregter Wuth. Durch die Wälder, über denen heimliche Schwüle brüdet, geht ein tückisches Knistern, als ob sie in jedem Augenblick auslohen wollten. Das Gras ist gelb und der Erdboden zerklüftet sich. Ein schweres Loos für Alle, die jetzt auf den glühenden Feldern arbeiten müssen.

Weispacher mäht auf der Wiese mit den ältesten seiner Kinder. Kleine Schweißbäche rinnen über ihre Stirnen; oft wird der jüngste Knabe nach einem Kreuz frischen Wassers geschickt. Einmal bleibt er lange aus. Er hat sich erschöpft am Brunnen hingeworfen und ist vor übergroßer Ermüdung eingeschlafen. Weispacher murmelt Flüche, die Zunge klebt ihm vor Durst am Gaumen. Ein paar Schritte von sich entfernt erblickt er Rothburga. Er wendet sich zu ihr. „Weh dem Buben nach und sieh zu, daß Wasser herbeigeschafft wird.“

Hat sie ihn nicht gehört, weil die Hitze ihr das tosende Blut zu Kopfe treibt? Er wiederholt seine Worte. Dann, bebend vor Wexer, tritt er auf sie zu und legt die Hand auf ihren Arm. „He, Du!“ Sie schreit auf, ähnlich wie damals, blickt entsetzt empor und weicht zurück.

Ein Lachen, fast wie das Rauschen des Wassers, das den Brunnenrand erreicht hat, antwortet ihr.

Er vergaß seinen Durst.

Ein paar Tage später ist's. Sie ist schon früh zum Schmied von Sanft Michael gegangen, um rechtzeitig wieder bei der Arbeit zu sein. Es ist noch schwül als jünger. Und so totenstill. Kennt sich Das Wald, diese schwarze, brütende Masse, unter der die Gluth heimliche Feuer entzündet, die Mensch und Thier den Odem in der Brust versengen?

Kein Laut hörbar. Oder doch. Jemandwo, vielleicht weit, vielleicht nah, geht Etwas durch das raschelnde Laub. Ein Mensch? Ein Thier?

Nothburga sieht sich um, bemerkt aber Niemand. Sie beschleunigt ihre Schritte. Weshalb wird ihr plötzlich dunkel vor den Augen? Es kommt doch oft vor, daß Einem ein Mensch im Walde begegnet. Sie fühlt ihre Knie wanken. Noch ein flüchtiges Kreuzeszeichen auf Stirn und Brust: dann preßt sie sich fest an den dunklen Stamm der Tanne am Wegrand.

Er mußte ja den Weg gehen, um zu dem kleinen Acker zu kommen, der etwa zehn Minuten weit von ihrem Haus entfernt liegt. Hätte er sie doch nur nicht bemerkt! Aber da sieht er das weiße Gesicht, das in gebanntem Entsetzen voll Erwartung zu ihm aufstarrt.

Einen Augenblick lang zögert der Dämon in ihm. Dann fliegt der Spaten zu Boden und er preßt seine Hände um ihren Hals. Sie wehrt sich nicht. Sie wird still und steif unter den würgenden Händen und streckt sich.

Er stöhnt auf und geht weiter in die tosende Stille. Es ist ihm, als ob er eine Nothwendigkeit erfüllt, endlich Das vollbracht hätte, was ihr bebender Blick seit Jahren von ihm erwartet hat . . .

München.

Maria Janitschel.

* * *

Frau Janitschel bittet, ihrer Skizze einen Ruf folgen zu lassen, der die Künstler der Literatur auffordert, ihre Werke anonym zu veröffentlichen. Hier ist, ohne Kommentar, diese Anregung, der ein Erfolg wohl kaum beizulegen sein dürfte:

Die Einsamen sind die Könige der Erde. Ihre Wegleuchte ist nicht die Furcht. Für sie giebt's keine Warnungstafel, die den Pfad einschränkt, den sie gehen wollen. Sie dürfen ihre Stimme erheben, wo und wann sie mögen. Ihr freies Wort gefährdet nicht die Stellung ihrer Familie noch bedroht es das Ansehen ihres Freundes. Sie können ihre Stirn hochtragen und brauchen ihrem Nacken nicht zu sagen: Werde biegsam! Denn vor wem brauchte ein König sich zu beugen? Vor Keinem. Er ist Niemand Rechenschaft schuldig, sein oberster Richter heißt: ich.

Die Einsamen sind die Könige der Erde. Im Grunde sind sie Freimild. Jeder Schuft kann einen Angriff auf sie wagen, weil sie mehr exponirt sind als die Anderen, die in Schaaren wandeln. Und auch deshalb, weil sie sich nicht verstecken, sondern frei einherschreiten, ja, weil jede ihrer Aeußerungen verrathen würde, wer sie sind. Wenn so ein Fürst der Freiheit Luft verspürt, zu sprechen oder seine Gedanken zu Papier zu bringen, dann sind seine Worte naturgemäß anders als die der Unfreien. Sie sind wie der Pfeil, den eine sichere Hand ent-

sendet, sie treffen, was sie treffen wollen, und sie treffen näher. Oder sie gleichen der Feuersbrunst. Spottet die Flamme nicht jeglichen Versuches, sie zu zähmen, und wirft sich, allen Augen sichtbar, auf Das, was sie erschaffen will? Der Lugas, das königliche Vorrecht Freier, keine Maske zu tragen, erregt mächtige Gewitter in der Zone der Unfreien. Gemahnt es sie nicht doppelt stark an ihre eigene armalige Gebundenheit und Anrechenschaft? Was vor Allem niedere Naturen vom Selbstherrlichen wurmt, ist die Freiheit seiner Haltung, die Unabhängigkeit von ihnen. Mit Prügeln und saulen Eiern bewaffnet, ziehen sie gegen ihn, um ihn wenigstens, da sie ihn nicht beugen können, zu beschmutzen. Sein Name allein schon wirkt auf sie erregend, den Zorn stachelnd wie das Scharlachtuch auf die Stiere in der Arena. In blinder Wuth verwechseln sie den Namen mit dem Gedanken, den er vertritt. Sie verschmähren, zu hören, nur weil er, dieser Mensch, zu ihnen spricht. Einem Andern würden sie willig, vielleicht dankbar, folgen auf den Wegen, die er einschlägt.

Aber weshalb schreist Du auch Deinen Namen unter Dein Werk, Du Freier? Weißt Du nicht, daß fremd sein muß, wer geküßt werden will? Weißt Du nicht, daß der große Baumeister der Welt in majestätischer Anonymität einhergeht, trotzdem seit Jahrtausenden Sträbliche bemüht sind, seinen Namen zu finden? Du hattest Etwas zu sagen gehabt und hast es gesagt in der Weise der Freien; und es war gut, daß Tu es gesagt hast. Vielleicht hat es bewirkt, daß irgendwo eine Heuschrecke niederfiel oder eine Schreulappe abgelegt wurde. Genügt Dir Das nicht? Willst Du etwa gar in die Literaturgeschichte kommen? Wenn Du solchen Ehrgeiz trägst, ja, dann verdienst Du auch nichts Besseres, als daß Du in diesem Trüdeladen aufgesehener Meinungen und Urtheile figurirst.

Bist Du aber ein Künstler, einer der echten, dann sage, dann gib, was Du zu sagen, zu geben hast, ohne danach zu gelten, Deinen Namen unter Dein Werk zu setzen. Was thut Dein Name zu Deinem Schaffen? Er entsacht höchstens die Wuth kleiner Weidharte oder sichert Dir etwas noch Gefährlicheres: jene Popularität, die gleich Gift auf jedes Talent wirkt, weil sie die Naivität, das Unberechnende des Schaffens raubt.

Weg mit der Firma! Gib gute Waare; und doppelt, rein und groß wird der Sieg sein, der nur Deinem Werk gilt, nicht dem Namen, den vielleicht Dein Vater, Dein Bruder oder eine Pausse des Zufalles der Menge schon mundgerecht gemacht hat.

Der Verleger, sagst Du, nimmt nur Namen in seinen Verlag auf? Das ist ein Irrthum. Der Verleger ist vor Allem Kaufmann; ob ein Name unter dem Werk steht, das guten Absatz findet, ist ihm gleichgiltig. Und vielleicht wird diese Namenlosigkeit mehr dazu verpflichtet, nur Gutes zu schaffen. Denn dem Leser wird nicht schon vorher durch den Namen suggerirt, daß das Buch gut sein muß, weil es von dem berühmten A. oder B. ist. Die Kritiker werden unbeeinflusst von ihren Kaffeehausfreunden und Freundinnen, von ihrem Lehrern oder Gönnern ihre Kritiken schreiben, das Publikum aber wird, wenn kein Name schon vorher sein Urtheil bestimmt, anfangen, sein eigener Kritiker zu sein. Und Das wäre das Beste, was der Künstler erleben kann.



Die Musik.*)

Kunst ist ein Kulturprodukt. Ihr „Beruf“ ist nicht der, nach willkürlich erfundenen oder der augenblicklichen Noth angepassten, nachträglich als „ewig“ proklamirten „Gesetzen“ eine selbstgefällig isolirte Existenz zu führen; ihr natürlicher Beruf ist vielmehr: Zeugniß abzulegen von der Kultur der Zeiten und Völker.

Wenn man die Geschichte der Literatur und der Bildenden Künste überblickt, so erscheint diese Auffassung als etwas ganz Selbstverständliches. Bei der Musik ist die Darstellung ihrer Kulturbedeutung deshalb schwieriger, weil sie weniger augenfällige Vergleichsobjekte mit dem Leben hat. Zudem ist die grundlegende kunstmäßige Fassung der Ton-„Sprache“ — so weit es sich nicht um eine tote, nur noch dem Historiker zugängliche, sondern um eine für unsere Zeit gemeinverständliche, lebende Sprache handelt — verhältnismäßig sehr jungen Datums. Die technische Ausbildung ihrer Ausdrucksformen und die mit dem Ausbau der grammatikalischen und stilistischen Elemente stetig wachsende Erweiterung des Sprachschazes der Musik, die wir dem Genie unserer letzten großen Meister verdanken, ist, streng genommen, auf der Vorarbeit weniger Jahrhunderte aufgebaut. Wie bei der Entwicklung der anderen Künste ist auch in der Geschichte der Tonkunst ein Fortschreiten von der Wiedergabe unbestimmter oder allgemeiner, typischer Vorstellungen zum Ausdruck eines mehr und mehr bestimmten, individuellen und intimen Ideenkreises zu verfolgen. Da der innere Prozeß dieser Entwicklung zum Theil unter der Hülle rein formalistischer Elemente verborgen ist, konnten manche Kesthetiker, denen nur das Außerliche, Formalistische eingänglich war, während sie (kurzsichtig aus Mangel an Produktivität) das Wesentliche entweder gar nicht oder nur sehr oberflächlich wahrnahmen, geraume Zeit einige Verwirrung anrichten. Ihre Lehre war das Unfehlbarkeitsdogma der Form; der lebendige Inhalt der Kunst war ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. In ihrer Kurzsichtigkeit konsequent, glaubten sie immer wieder, mit dem stolzen diktatorischen Ruf: „Bis hierher und nicht weiter!“ die naturgemäße Entwicklung aufhalten oder irgend eine Epoche bereits als die letzte, höchste Blüthe jeder überhaupt möglichen Entwicklung bezeichnen zu können. Ueber die Rückständigkeit einer solchen Kesthetik geht aber das Urtheil der Geschichte gelassen zur Tagesordnung über.

*) So heißt eine „Sammlung illustrirter Einzeldarstellungen“, die im Verlag von Barb, Marquardt & Co. in Berlin erscheint und als ersten Band eine Monographie über Beethoven bringt. Diese Arbeit (des Herrn August Hüllerich) leitet der Herausgeber der Sammlung, Herr Hofkapellmeister Dr. Richard Strauß, mit den folgenden programmatischen Sätzen ein.

Jedenfalls darf schon heute der Irrthum Derer, die als das eigentliche Wesen der Musik nur einen mehr oder weniger spielerischen Formalismus bezeichnen, als überwunden erklärt werden. Den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben und der Kultur hat die Geschichte unserer Meister und ihrer größten Meisterwerke unwiderleglich bewiesen.

Wohl besitzt unsere musikalische Literatur einzelne sehr erfreuliche, von dieser Grundanschauung getragene Dokumente. Doch ist das Verständnis der ganzen Entwicklung durchaus noch nicht allgemein gesichert. Den Entwicklungsgedanken konsequent vertretende Studien über alle Gebiete der Tonkunst fehlen entweder oder sie sind in streng wissenschaftlich-ästhetischen Werken niedergelegt, in die der große Kreis der Musikfreunde nicht so ohne Weiteres einzudringen vermag.

Es dürfte daher gerechtfertigt sein, in Form gemeinverständlicher Essays alle wesentlichen Gebiete der Tonkunst in der Weise zu bearbeiten, daß der aus der Kulturbedeutung der Kunst naturgemäß sich ergebende Entwicklungsgedanke einheitlich und eindringlich zum Ausdruck gelangt.

Zur Eröffnung einer solchen Sammlung erscheint eine Monographie über Beethoven am Geeignetesten, weil gerade Beethoven der Meister ist, über dessen Stellung zur allgemeinen Kultur sich heute Freund und Feind wohl am Leichtesten verständigen können. Man darf die Hoffnung hegen, daß eine im Großen und Ganzen allgemeine Einigung über die Auffassung von Beethovens Leben und Wirken die sichere Grundlage für eine Verständigung über weitere, noch mehr umstrittene musikalische Fragen bilden werde.

Charlottenburg

Dr. Richard Strauß.

Selbstanzeigen.

Schauspielersehnsucht. Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Es kann nie genug frische Luft in unsere fensterlosen Schauspielhäuser gelassen werden, über denen sich nicht mehr der leichte, lichte Himmel von Alt-Deilas wölbt, sondern eine dicke, nur zeitweilig und künstlich erleuchtete steinerne Decke. Wir sehen heute das Leben begieriger nach künstlerischer Ergänzung ringen als jemals in deutschen Landen. Die Zimmerwände werfen ihren Tapetenplunder ab und kleiden sich in einfarbige Gewänder; der Stuhl, auf dem wir sitzen, schmiegelt sich unserem Körper an, während ehemals unser Körper sich ihm anpassen mußte; das Buch spricht nicht nur zu unserem Herzen, unseren Nerven, es ist auch dem Auge ein Wohlgefallen geworden; vornehme Bildbrüche in allerlei Techniken grüßen uns von rechts und links, sind Licht- und Schönheitsbringer im düsteren Alltag. Nur im Theater, wenigstens im Durchschnittstheater, brüht die Dampfsheit; und auch den Jugendworten moderner Dramatiker fehlt die Lungenkraft, die nötig wäre, um den Staub von der breiteren Welt zu fegen. Die Bühne hat eben nicht die reiche Vergangenheit hinter sich, wie Malerei,

Plastik und Literatur oder gar wie das Leben. Seit kaum dreihundert Jahren erst giebt's einen Stand der deutschen Schau'pieler: Das ist ein kindlich Alter in der Kunst. Da läßt sich der feierliche Zug der Aeschylus, Shakespeare und unserer großen Tragiker von Lessing bis Grillparzer kaum abstreifen, geschweige denn darstellerisch neu erleben und umgestalten. Uns fehlt die Tradition. Wir haben eine Summe von Darstellungsmitteln herausgebildet, die aus des Hanswursts schlimmen Zeiten zu stammen scheinen, nicht aber auf Shakespeares fruchtbarer Scholle gewachsen sind; die wirksam sind, aber nicht lauter, auf denen der Schimmelpilz wuchert und nicht die Patina. Wenn die Künste ihre Gestalten aus Wirklichkeit und Möglichkeit schaffen, so liegt die Schaubühne tief im Argen, denn sie zeigt der Fälschungen und Unmöglichkeiten die Menge. Auf solche Furchtümer hinzuweisen, ist das Ziel dieser Aufsätze. Sie führen zu Hoffnungen und Entwürfen, weil ich das Theater liebe und weil ich ihm anhöre. Es mit dem Kunstgefühl zu durchdringen, das heute in den Herzen der Besten lebt, ist meine Sehnsucht.

Wien.

Ferdinand Gregori.

Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit. Verlag von J. C. C. Brunck.
Winden i. B. 1904. 1,50 Mark.

Zwölf kleine Szenen sind in diesem Buch gesammelt: Der Anwalt, Die Ehe, Der Arzt, Der Aristokrat, Die Dirne, Der Priester, Der Offizier, Der Lehrer, Die Geliebte, Der Künstler, Der Millionär, Die Jugend. Sie wollen darstellen, wie die in den Menschen verdeckten Berufe und sozialen Einrichtungen von unserer Zeit ihres Sinnes beraubt werden. Die kapitalistisch-materialistische Verflachung zerschüttert diese Menschen, die auf alle Möglichkeiten des Wirkens, auf das Glück, ihre Persönlichkeit ungehemmt zu entwickeln, verzichten müssen. Ich war bemüht, die einzelnen Gestalten, die mit Absicht mehr typisch als individuell gezeichnet sind, in den entscheidenden Augenblicken ihres Lebens, in jenem großen dramatischen Moment, den Jeder einmal erlebt, zu erfassen. Meine Ausgabe ist geldlos, wenn das Buch dem Leser ein Schuldbuch unserer Epoche scheint. Diese kleinen Tragödien der von der Zeit Besiegten wollen Anklagen gegen die Zeit sein.

Wien.

Dr. Ludwig Bauer.

Das Leben. Ein Blatt zur Einführung abendländischer Kultur in Oesterreich. Wien I., Giselstraße 3.^a

Ich habe die Absicht, das Blatt nur ein Jahr zu führen. Mein Beruf — ich bin Architekt — gestattet mir nicht, mich jahraus, jahrein einer so anstrengenden Nebenbeschäftigung zu widmen, wie es das Schreiben einer solchen Zeitschrift ist. Auch glaube ich, in den vierundzwanzig Hefen dieses Jahresgangs Alles sagen zu können, was ich zu sagen habe. Zweck der Zeitschrift ist, mir meine Berufsarbeit zu erleichtern. Ich richte nämlich Wohnungen ein. Das kann ich nur für Leute, die abendländische Kultur besitzen. Ich war so glücklich, drei Jahre in Amerika zu leben und westliche Kulturformen kennen zu lernen. Da ich von deren Ueberlegenheit überzeugt bin, halte ich es für charakterlos, auf das österreichische Niveau — subjektiv gesprochen — herabzu-

steigen. Das führt zu Kämpfen. Und in diesen Kämpfen sehe ich einsam da. Der Hochadel — bisher der einzige Importeur westlicher Lebensformen — hat keinen Einfluß mehr, da der Staat, die Unterrichtsverwaltung, sich ganz einer Richtung angeschlossen hat, die nicht aus der Lebensform Formen schafft, sondern mit Hilfe von Formen Lebensformen schaffen will. Dem Volk wurde es erschwert, sich westliche Kultur anzueignen; denn zwischen Adel und Volk wurde eine Mauer errichtet: die Sezession. Zweck meiner Zeitschrift ist, Bresche in diese Mauer zu schlagen. Eine Probe aus der zweiten Nummer soll zeigen, wie ich mir meine Arbeit denke:

Es war einmal ein Sattlermeister. Ein tüchtiger, guter Meister. Der machte Sättel, die so geformt waren, daß sie mit den Sätteln früherer Jahrhunderte nichts gemein hatten. Auch nicht mit türkischen oder japanischen. Also moderne Sättel. Er aber wußte Das nicht. Er wußte nur, daß er Sättel machte. So gut, wie er konnte. Da kam in die Stadt eine wertwürdige Bewegung. Man nannte sie die Sezession. Die verlangte, daß man nur moderne Gebrauchsgegenstände erzeuge. Als der Sattlermeister Das hörte, nahm er einen seiner besten Sättel und ging damit zu einem der Führer der Sezession. Und sagte zu ihm: Herr Professor — denn Das war der Mann, da die Führer dieser Bewegung sofort zu Professoren gemacht wurden —, Herr Professor! Ich habe von Ihren Forderungen gehört. Auch ich bin ein moderner Mensch. Auch ich möchte modern arbeiten. Sagen Sie mir: Ist dieser Sattel modern? Der Professor besah den Sattel und hielt dem Meister einen langen Vortrag, aus dem er immer nur die Worte „Kunst im Handwerk“, „Individualität“, „Moderne“, „Hermann Bahr“, „Kusin“, „Angewandte Kunst“ u. s. w. heraushörte. Das jagte aber war: Nein, Das ist kein moderner Sattel. Ganz beschämt ging der Meister davon. Und dachte nach, arbeitete und dachte wieder. Aber so sehr er sich anstrengte, den hohen Forderungen des Professors nachzukommen: er brachte immer wieder seinen alten Sattel heraus. Verärgert ging er wieder zu dem Professor. Klagte ihm sein Leid. Der Professor besah sich die Versuche des Mannes und sprach: Lieber Meister, Sie besitzen eben keine Phantasie. Ja, Das wars. Die besah er offenbar nicht. Phantasie! Aber er hatte gar nicht gewußt, daß die zum Sattelerzeugen notwendig sei. Hätte er sie, so wäre er sicher Maler oder Bildhauer geworden. Oder Dichter. Oder Komponist. Der Professor aber sagte: Kommen Sie morgen wieder. Wir sind ja da, um das Gewerbe zu fördern und mit neuen Ideen zu befruchten. Ich will sehen, was sich für Sie thun läßt. Und in seiner Klasse schrieb er folgende Konkurrenz aus: Entwurf für einen Sattel. Am nächsten Morgen kam der Sattlermeister wieder. Der Professor konnte ihm 49 Entwürfe für Sättel vorweisen. Denn er hatte zwar nur 44 Schüler, aber 5 Entwürfe hatte er selbst angefertigt. Die sollten ins „Studio“. Denn es stiedte Stimmung in ihnen. Lange besah sich der Meister die Zeichnungen und seine Augen wurden heller und heller. Dann sagte er: Herr Professor! Wenn ich so wenig vom Reiten, vom Pferde, vom Leder und von der Arbeit verstehe würde wie Sie, dann hätte ich auch Ihre Phantasie!

Und lebt nun glücklich und zufrieden. Und macht Sättel. Moderne? Er weiß es nicht. Sättel.

Wien.

Wolff Voos.

Die feindlichen Bahnen.

In der Reichshauptstadt gährt es. Zwei Parteien sind entstanden: die Roten und die Grünen. Von Tag zu Tag wird die Scheidung reinlicher. Eine Mitte giebt es nicht. Jeder muß Farbe bekennen. Bald wird Berlin einem Kampfplatz gleichen, auf dem zwei feindliche Heere einander gegenüberstehen. Gewitterstimmung in der Luft. Festige Worte fliegen hin und her, Drohungen werden ausgestoßen. Schwüre geleistet, auf beiden Seiten wird Lärm geschlagen. Kleinliche Streitigkeiten sind vergessen, Widersacher von gestern reichen einander die Hand. Vereint siegen und erst dann wieder getrennt marschiren: Das ist die Botsung. Herrliche Schlagwörter sind zu vernehmen. Die öffentliches Wohl, die Heiligkeit des verblügten Rechtes. Das zieht. Mit Parolen von so unverwüßlicher Kraft operirt jeder Feldherr gern. Es wird ein Schauspiel für Götter geben. Und wie wird das Ende sein? Wird die moderne Millionenstadt das Wespenst einer längst begrabenen Vergangenheit in blutigen Ninnen heraufgeschwören? Wird das Volk Sturm gegen die Straßenbahn laufen, sich auf die Schienen werfen, die stählernen Stränge aus dem Boden reißen, die Wagen zertrümmern, die Bemannung an Leib und Leben bedrohen? Werden die Brücken und Tunnel der Hoch- und Untergrundbahn den Aufständigen als Schanzten und Zuflucht dienen? Und wie weit wird der Arm der blinden Themis reichen, von dem die Große Berliner hofft, er werde ihre Feinde in den Staub strecken? Lauter Fragen an das Schicksal, die ich nicht beantworten kann. Aber grimmig ist die Stimmung in dieser Stunde und mit Bangen harren ängstliche Gemüther der Dinge, die da kommen sollen. Die Sache ist auch wirklich sehr ernst. Die Untergrundbahn ist bei den Bohrungen, die ihr quer durch die Tiefen der inneren Stadt von der Peripherie zum Centrum den Schienenweg bereiten sollten, plötzlich auf einen Fels gestoßen, der den besten Schneidemaschinen trotzt: auf den Widerstand der Großen Berliner Straßenbahn, einen Widerstand, den die Urkunde der Konzeption und ein Erkenntniß des Reichsgerichtes stützt. Rasch helfen könnte nur eine Dynamitpatrone; doch die Sprengung gäbe das Signal zum Kampf und die Klugheit warnt vor dem taktischen Fehler, durch offenen Ueberfall dem Gegner Sympathien zu sichern, ehe man noch die eigenen Streitkräfte für die Hauptschlacht gesammelt hat. Deshalb jetzt die Ruhe vor dem Sturm. Die beiden Todfeinde haben Fühlung genommen und blicken einander spähend ins Weiche des Auges. Beide sind des Sieges gewiß, denn Beide sind guter Leute Kind und rechnen auf die Helferdienste ihrer mächtigen Sippschaft. Hinter der Großen Berliner steht die Dresdener, hinter der Hochbahn die Deutsche Bank. Diese Thatfache verleiht dem Streit erhöhte Bedeutung. Seit dem Tage, da die Dresdener Bank, um für Leipzig Rache zu nehmen und der Deutschen Bank einen Tott anzuthun, mit geräuschvoller Feierlichkeit den Abschluß des von Stinnes und Levy Dagen geweihten Bündnisses mit dem Schaaffhausenschen Bankverein der Welt verkündete, war ein Rencontre unvermeidlich geworden. Die hohe Spannung mußte sich irgendwie entladen. Nun will der Zufall, daß sich die Begegnung der beiden guten Hasser unter den Fundamenten des Neubaus von Wertheim abspielt. Dieses Terrain hatte wohl Niemand für den Kampfplatz des kommenden Kampfes gehalten. Gerade weil die Leiter der beiden Interessenkreise sich, als wohl-

erzogene Herren, versagen müssen, ihrer Wuth in persönlichen Thätlichkeiten Luft zu machen, wird in die Behandlung der ersten geschäftlichen Angelegenheit, bei der sich eine Kollision ergibt, die größte Bitterkeit getragen. So viel Bitterkeit, daß man das Wesen der Sache fast übersehen und glauben könnte, zwischen Hochbahn und Straßenbahn wäre es nie zu einem ernstern Konflikt gekommen, wenn Schmidt nicht die Trebergesellschaft gegründet, die Leipziger Bank den Trebermann nicht finanziert, seine Wechsel nicht den Werth und die Leipziger Bank nicht ihr Gleichgewicht verloren, die Dresdener Bank nicht den Gegenstand grundloser Besorgnisse gebildet hätte und die Deutsche Bank nicht wie ein deus ex machina in Sachsen erschienen wäre, als dort das Vertrauen zur Hochfinanz ins Wanken geriet. Natürlich wäre aber, auch wenn wir all Das nicht erlebt hätten, der Zusammenstoß zwischen der Hochbahn und der Großen Berliner dennoch erfolgt. Die dickste persönliche Freundschaft der beiden Finanzgruppenführer hätte das Unvermeidliche nicht zu hindern vermocht. Rein: nicht mit einem Werk der Freundschaft haben wir zu thun. Die Sache selbst bot die breite Reibungsfläche.

Auf welche Seite schlägt sich der Chronist? Hat er ein feines Ohr für die Meherheitregungen des Demos, so wird er spornstreichs ins Lager der Hochbahn schwanken. Dort ist Ehre zu holen. Freilich wird er da in einer Gruppe von Leuten stehen, die außer der Ehre auch noch etwas Greifbareres heraus schlagen möchten: Dividenden. Das darf ihn nicht anfechten. Man muß sich auch Lanzknechte, die mitkämpfen, um Gold und Beute einzubrüllen, als Heiser gefallen lassen. *À la guerre comme à la guerre*. Jedensfalls werden sie eine winzige Minderheit bleiben. Die Meisten, die ich oben auf den Rampen der Hochbahn erblicke, schauen von einer höheren Binne als der der Partei auf die Große Berliner hinab. Diese Streiter nahmen aus heller Begeisterung das Kreuz, weil die Straßenbahn ihnen eine Räuberin am öffentlichen Wohl scheint. Denn sie begreift das unerhörte Verbrechen, als Dividende auf ihr Kapital von 85 Millionen Mark $7\frac{1}{2}$ Prozent auszuschütten; und wenn man aus der starken Steigerung der Einnahmen, die im vorigen Jahr zugleich mit der Verringerung des Betriebskoeffizienten erreicht wurde, Schlüsse ziehen darf, so wird die nächste Dividende noch höher sein. Nach volksühmlicher Vorstellung aber hat ein Unternehmen, das sich so gut rentiert, die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, ein Paritiri vorzunehmen, seine verbrühten Rechte selbst in den Wind zu schlagen und der Konkurrenz die Thore zu öffnen, sobald die *salus publica* es erheischt. Diese Empfindung läßt sich begreifen; immerhin sollte man nicht ganz vergessen, daß in keiner andern Hauptstadt der Welt der Bürger so billig und so bequem auf seiner Straßenbahn fährt wie der Berliner auf seiner Großen. Guldigt man nun der Ansicht, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge giebt, die man, wenn sie absolut nicht zu biegen sind, brechen muß, sei es auch um den Preis einer kleinen Mißachtung verbriefter Rechte, so wird vom Begreifen zum Verlangen nur ein Schritt und von da zum Nichtbruch nur noch ein zweiter sein.

Die Große Berliner Straßenbahn aber scheint mir nicht in die Kategorie der Unbeugbaren zu gehören, die man nach solchem Rezept behandeln darf. Ihre Rechte sind nicht usurpiert, sondern erst nach umständlichen Verhandlungen bewilligt worden. Die ganz ungewöhnlich lange Dauer ihrer Konzessionen — bis 1950 für die inneren, bis 1960 und länger für die äußeren Linien — ist

einem freien Entschluß der Behörden, keiner Zwangslage entsprungen. Die Stadt hat sich in dem Vertrag, den sie bei der Elektrifizierung der Linien abschloß, von einer gewissen Grenze an fünfzig Prozent vom Reingewinn vorbehalten; und diese Grenze wird, trotz den Kapitalserhöhungen der letzten Jahre, vielleicht schon bei der Dividende für 1903 überschritten werden. Mit der Einführung des Zehnpennigtarifes hat die Gesellschaft schließlich das Neueste gethan, was man einem Verkehrsunternehmen von 477 Kilometern Betriebslänge unter den heutigen Verhältnissen zumuthen kann. Mit Alledem ist freilich noch nicht bewiesen, daß nicht eine zweite Bahnlinie, eine unterirdische, durch die Leipzigerstraße führen darf. Diese Straße ist durch die fast ununterbrochenen Wagenreihen der Großen Berliner in gemeingefährlicher Weise überlastet; kaum im Orient, gewiß aber nicht in Westeuropa würden die maßgebenden Instanzen diesen Zustand in einer anderen Hauptstadt dulden, ohne schnell und kräftig einzugreifen. Nur will mich dünken, daß die Schuld an diesem mißlichen Stande der Dinge nicht auf das Konto der Großen Berliner, sondern auf das der staatlichen und städtischen Behörden zu schreiben ist, die der Gesellschaft der Herren Arnhold und Gutmann so weitreichende Rechte eingeräumt haben. Die Ausübung dieser Rechte wird jetzt als schwerer Druck empfunden. Die Herren der Dresdener Bank haben natürlich nicht die geringste Lust, sich ihrer Rechte zu entkleiden und, der Lady Godiva gleich, nackt durch die Stadt zu reiten (vermuthlich, weil sie ihre Leute kennen und die Furcht nicht loswürden, an irgend einer Ecke könne ihnen Jemand an den Leib rücken). Wer aber, der sich frei von Heuchelei fühlt, will in unserer Gesellschaftsordnung einem Aktienunternehmer, wie es die Große Berliner Straßenbahn ist, das Streben nach möglichst großem Gewinn und den Widerstand gegen jede Profiterschmälerung im Gemüthe verüben? Den wirtschaftlich hilflosen Fahrern und Schaffnern der Gesellschaft alle Sympathie und Unterstützung, wenn sie ihren Rechtsansprüchen nützlich werden können: Staat und Stadt aber muhten, als noch Zeit dazu war, selbst für die Zukunft vorzusehen; und haben sie Fehler gemacht, so muß die Bevölkerung leidend die Folgen tragen. Zu beseitigen wäre der Uebelstand nur, wenn die Straßenbahn von der Stadt angekauft würde. Fordert die Gesellschaft gar zu viel und verhindert dadurch den Verkauf, — dann erst dürfte man auf das uralte Enteignungsrecht zurückgreifen. Auch die Hoch- und Untergrundbahn folgt nicht einer von der Sorge fürs öffentliche Wohl diktierten Sehnsucht, wenn sie ins Herz der Stadt vorzubringen sucht. Die — freilich höchst kostspielige — Ausdehnung des Betriebes soll die Basis für eine angemessene Rentabilität schaffen, die ihr bis jetzt noch fehlt; denn ohne diese Rentabilität werden die Aktien nie den Weg aus dem Gründer Portfeuille ins Publikum finden. Trifft solches durchaus berechtigtes Streben mit einem dringenden Bedürfnisse des Gemeinwohles zusammen und benützt die Kommune diesen Umstand zur Stärkung ihrer Position gegenüber der Großen Berliner, so ist dagegen nichts zu sagen. Nur muß die Stadtoverwaltung auch die Konsequenzen auf sich nehmen. Die Methode, für theure und von vorn herein nicht ganz sichere Unternehmungen das Privatkapital heranzuziehen, hat sich in der Praxis ja vortrefflich bewährt. Doch das Mittel, das einem Kontrahenten dazu verhilft, nur die Vortheile eines Geschäftes einzustechen, jeden möglichen Nachtheil aber mit großem Aufwand sittlicher Unterstützung wirksam abzuwehren, ist bisher noch nicht erfunden worden. Das